

Kriegsweihnachten

1

0

4

4



AUSSCHNITT AUS DEM GEMÄLDE
"DEUTSCHLAND UND ITALIEN"
VON MICHAEL WYENEN

Kriegsweihnachten

IL MARESCIALLO D'ITALIA
RODOLFO GRAZIANI

Vatale del 1944 - XXIII -

Ai Bamerati Teleschi ed Italiani
del Gruppo Armate Liguria

Kameraden!

Die sechste Kriegsweihnacht findet uns vereint und geschlossen unter den Waffen in den Reihen des Bündnisses und der Zusammenarbeit, die das Grossdeutsche Reich und die Soziale Republik Italien im Geiste des alten Abkommens erneuert haben, des Paktes, welcher von einem feigen, treulosen Monarchen und einer Clique militärischer Führer verraten worden ist, die, nachdem sie das italienische Vaterland ins Elend gestürzt hatten, hofften, damit auch die Tore zur Niederlage Deutschlands zu öffnen. Ihr Versuch war und wird vergebens bleiben. Während die tapferen deutschen Armeen an allen Fronten dem Feind Einhalt gebieten, und die Voraussetzungen für die letzte entscheidende siegreiche Schlacht bilden, vergiesst Ihr in den Alpen und im Apennin Italiens gemeinsam Euer Blut, um so auf dem Schlachtfeld diese unlösbaren Bande neu zu festigen, die schon die beiden grossen Völker, das Deutsche und das Italienische, binden und in Zukunft in der europäischen Neuordnung noch stärker binden werden.

Diese Weihnacht, Kameraden, ist also noch Blutweihnacht und nicht ein Fest des Friedens. Wenn wir auch einen Frieden im Namen des göttlichen Erlösers selbst ersehnen, so kann dieser Friede doch nicht ehrlos und den Bedingungen des Feindes unterworfen sein, der für immer unsere gemeinsame Kultur, Unabhängigkeit, Ideologie und Freiheit zerstören und vernichten und uns in die ewige Knechtschaft des jüdischen Goldes bringen möchte. So wie Christus mit der Peitsche die Händler aus dem Tempel, den sie besudelten, vertrieb, werden unsere Völker, die im Namen der wahren Gerechtigkeit und menschlichen Gemeinschaft kämpfen, den plutokratischen und jüdischen Feind aus Europa verjagen, um endlich den Sieg und den Triumph der Arbeit, die Christus selbst als heilige und edle Erbschaft hinterliess, erblühen zu lassen.

Kameraden!

Nur für einen kurzen Augenblick geben wir uns also unserer Sehnsucht nach einem Weihnachtsfest im Kreise unserer lieben Angehörigen hin, aber sofort nachher konzentrieren wir aufs neue alle unsere Kräfte und alle unsere geistigen und physischen Energien für die Kämpfe, die uns noch erwarten und für den Endsieg, von dem diese gekrönt sein werden. Denn wir kämpfen für die heilige und gerechte Sache zur Rettung unserer beiden Länder und Völker aus der Tyrannei und Knechtschaft des Goldes einerseits und des zerstörenden Bolschewismus andererseits.

Kameraden! An die Waffen!

Der Oberbefehlshaber der Armeegruppe

R. Graziani

Marschall von Italien

MARSCHALL GRAZIANI



Ein Leben
für die
Ehre Italiens



HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE EINER ARMEEGRUPPE FÜR DIE DEUTSCHEN
SOLDATEN DER LIGURISCHEN FRONT VON PROPAGANDA-EINSATZ-FÜHRER LIGURIEN

SCHRIFTFLEITER: UFFZ. KURT WESSEL / FP. - NR. 43402

Weihnachten erscheint uns Deutschen als ein ewiges Fest, zeitlos sich selber gleich und von ein und demselben Sinn erfüllt. Und doch ist Weihnachten heute nicht mehr wie vor dem Krieg ein Fest bürgerlicher Behaglichkeit, die unbekümmert, geniessend und feiernd, schenkend und gesellig die Tage verbringt und sich schon auf Silvester freut. Drei Generationen, Kinder, Eltern und Grosseltern leben gemeinhin in einer Zeitspanne zusammen, und für jede von ihnen mag sich dieses Fest anders darstellen.

Welche Fülle von Festen im Leben alter Menschen, die nun zurückblicken! Welche Kraft des gegenwärtigen und tätigen Lebens im Dasein derer, die zwischen den Dreissig und Vierzig mitten in der Welt stehen! Welch eine unermessliche Eindrucksstärke der ersten Weihnachtsfeste im Leben des Kindes!

Unauslöschlich sind meinem Leben drei Weihnachten eingepägt, und da sie untrennbar mit der Geschichte unserer Zeit verbunden sind, möge es erlaubt sein, kurz von ihnen zu sprechen.

Ich sehe mich als Kind fast hilflos vor dem leuchtenden Weihnachtsbaum stehen. Der Duft der Nadeln, der Pfefferkuchen und Wachskerzen, der Anblick der Geschenke, vor allem einer Burg und eines Märchenbuchs, macht mich verwirrt, und das alte Weihnachtslied, das die Mutter auf dem Klavier spielt, lässt mich die Worte vergessen, so dass ich nicht mitsingen kann, bis der Vater mir einhilft: «...gnadenbringende Weihnachtszeit...». Oben im Baum hängt regungslos der spannenlange Weihnachtsmann aus Tragant, der schon vor Alter ganz fahl ist. Die Grossmutter hat ihn von ihrer Mutter geerbt; er ist ein altes Familienstück, und es ist eine geheiligte Ueberlieferung, dass er da oben in seinen gefalteten Händen den winzigen Baum trägt und den geheimnisvollen Sack. Ueber einer Kerzenflamme schwelen die Nadeln eines Zweiges und platzen mit feinem Knistern. Der Rauch zieht würzig durch das Zimmer und erfüllt jede Ecke mit seinem wunderbaren Duft. Dieser Duft der siedenden Nadeln! Er verzaubert die ganze Welt. Die Glaskugeln flimmern, die Lamettafäden blinken. Die Mutter weint zwischen Händeschütteln und Küssen und sieht nachher schöner und feierlicher aus als je. Der Vater bemüht sich, es nicht zu sehen, und sagt: «Na, na...». Die Schwester fällt der Mutter um den Hals, und ich selber stehe da und weiss nicht, was ich tun soll. Ich starre den brennenden Baum an und bewundere die Geschenke.

Die Eltern erzählen von ihrer Jugend, und alles ist wundersam vertauscht, und der märchenalte Geruch der Weihnacht steht darüber. Die Erinnerungen duften wie die Kerzen. Sie sind fröhlich und traurig zugleich. Es gehört alles dazu: die Tränen und das Lachen, der Gesang und der Baum, die Mutter und die Geschenke, die Düfte und die Freude, die mit den Tränen kämpft.

Dann werde ich zu Bett gebracht, und das letzte, das ich noch weiss, ist das grosse, fassungslose Staunen über das Wunder dieses Abends, ausser dem nichts mehr da ist, nur noch die reine und klare Unschuld der Kindheit, oh, nur die Unschuld der Kindheit.

Dann schwimmt der Baum, und ein anderer taucht auf. Er ist viel kleiner als der erste. Nicht Watte bedeckt seine Zweige, sondern Schnee, wirklicher, kalter Schnee, und ein mit einem dicken Mantel verummter Mann trägt ihn über der Schulter. Das Gesicht des Mannes ist braunverbrannt trotz der Kälte und des ewig bedeckten Himmels; es ist hart und fast ausdruckslos, und doch ist dieses Gesicht jung. Es ist das Gesicht eines Jünglings, weit über seine Jahre hinaus. Es ist sonderbar, fast beklemmend, dieses Gesicht zu sehen, dessen Stirn unter einer metallenen Wölbung verschwindet.

In erbarmungsloser Schärfe zerreissen die Scheinwerfer des Feindes die Nacht im Kampfgebiete der Emilia und erschrecken das Schlachtfeld mit gnadenlosem Licht.

PK. - Zeichnung: Kriegsmaler Wilhelm Wessel

Der Mann, der den Baum trägt, ist ein Soldat des ersten Weltkriegs, ein Gefreiter meiner Kompanie, und er trägt die kleine Tanne, rasch abgehauen am Waldrand, auf dem Ablösungsmarsch nach vorn.

Im Unterstand, zwanzig Stufen unter der Erde, wird der Baum ausgeputzt. Dann leuchtet er in diesem gewölbartigen Gehäuse aus Lehm, Kies und herabhängendem Pilgerstern. Die Gesichter von acht Soldaten starren wie aus Stein und Erde, und das flackernde Licht der kümmerlichen drei Kerzen in dem Baum wirft einen fast irdischen huschenden Schimmer auf diese wie in einer anderen Welt lebenden Menschen. Kaum einer spricht ein Wort. Zwei lesen Briefe von zu Hause, einer kramt in seinem Tornister, und die übrigen fangen an, Briefe zu schreiben.

Dann macht sich einer fertig zum Postenablösen und verschwindet waffenklirrend in dem dunklen Loch des Ausgangs. Draussen wölbt sich über ihm der ungeheure Sternbaum des Nachthimmels. Aber statt eines Weihnachtsliedes murt und poltert von fern die Front von links und rechts. Als er seinen Kameraden abgelöst hat, steht er zwei Stunden lang hinter dem Maulwurfsloch der Schiesscharte und starrt angestrengt nach drüben in eine vollkommene Schwärze.

Plötzlich fliegt der Himmel lautlos in einem grellen Licht auseinander, bis der dumpfe Luftdruck eines fernen Artillerieabschusses sich herüberschwingt, noch einer, noch einer und noch einer, und dann wandern, während der Soldat sich etwas duckte, vier schwere Granaten flüsternd, röchelnd und rauschend unsichtbar hoch oben durch die Nacht nach rückwärts, als würfe der Weihnachtsmann vier ungeheure Säcke voll Geschenke, aber was für welche, vom Himmel auf die Erde.

Aber wenn Friede ist und ich heil nach Hause komme, dann werde ich richtig Weihnachten feiern! denkt der Soldat und presst die Hand in der Manteltasche um den Brief und das Zigarettenpäckchen von zu Hause.

Jawohl, als wir nach Hause kamen, sah das so aus: zwei Tage vor dem Heiligen Abend kam ich ganz überraschend an. Die Eltern und meine Schwester ahnten nichts, erwarteten mich, weiss Gott, wann. Und mit einem Male war ich da! Das war die beste Weihnachtsüberraschung, zwei Tage zu früh. Aber besser als zwei Tage zu spät. Duster wie ein Gebirge ragte das kahle Schicksal Deutschlands über diesem Wiederssehen, finster und unfruchtbar wie schartiger Fels.

Und dann feierten wir Weihnachten. Es war Friede, und ich war heil nach Hause gekommen! Ich selber kam mit leeren Händen, unterwegs ausgeplündert von Kommunisten. Die Geschenke unter dem Baum beachtete ich wenig. Da stand der Baum. Er leuchtete wie jeder Baum an diesem Abend. Zwischen den flimmernden Flammensternen schwebten die blanken Planetenkugeln der farbigen Glasbälle, und mitten unter ihnen gleich einem bedrohlichen Zeichen der Zeit der Mars, tiefrot von beschworenem Blut, und glühte, aus einem blauen Gewölk von Rauch aus Tannennadeln, die leise in einer langgedrehten Flamme knisterten.

Meine Mutter setzte sich an den Flügel und begann ein altes Weihnachtslied zu spielen, aber mitten im Gesang brach ihr die Stimme, und sie nahm die Hände von den Tasten.

Dann erloschen die Kerzen eine nach der anderen, und die Rauchfäden zogen sich grau und fahl ins tiefer sinkende Dunkel, bis am Ende nur die trostlose und verhangene Zeit bleiern auf uns allen lag.

Es schien wenig Hoffnung, und keines Sternes Gefunkel wollte durch die ununterbrochen lastenden Wolken blinken. Oder die Verzweigung erhob ihre dünnen Hände und stiess ihren gellenden Schrei in das kahle Geäst erfrorener Bäume. Das ging Wochen und Monate und schien nie enden zu wollen.

Aber dann rissen wir uns zusammen und rafften uns auf, ehemalige Soldaten der grossen Front, nun in Zivil, oft stellungslos, erbittert und immer Soldat auch ohne Uniform, und folgten dem Gesetz, das in uns und über uns stand und mit dem einen Wort «Deutschland» beschworen war. Hier und dort fanden sie sich zu Gruppen und Verbänden zusammen und arbeiteten gemeinsam, während andere ihren Weg einsam für sich bei gleicher Arbeit zu gleichem Ziel sich bahnten. Ueberall erhoben sich Hände und Gedanken, Wille und Gefühl in der zwingenden und bannenden Macht dieses Deutschlands. Widerstand um jeden Preis! Nicht nachgeben! Weiterkämpfen! Das Erlebnis der Kameradschaft, der mit Blut besiegelten Gemeinsamkeit einer von innen her nun erneuerten Einheit der deutschen Menschen zog seine grossen und befehlenden Kreise. Wir begriffen wieder, dass wir Deutsche sind, und wir wurden es wieder.

Und nun, da wiederum ein Krieg von gleichen, ja von grösseren Ausmassen wie der erste Weltkrieg die Deutschen in eine Probe aus Blut und Feuer mitten hineinstellt, wie seinerzeit die Nibelungen in Etzels brennenden Saal, stehen sie in dieser Nacht unter der beruhigten Flamme einer Friedenszuversicht, die dem Siege zugehört. Viele von ihnen sind zum zweitenmal im Kriege, fünfzig Jahre und mehr alt, Väter, Söhne und Ehemänner. Sie stehen in Schützengräben, Bunkern, verlassenen Häusern, in Transportzügen und Baracken, Kasernen; sie liegen in Lazaretten, hocken in Unterseebooten und Batterieständen, hinter Maschinengewehren, in Panzerwagen und Flugzeugen, unter der Erde, über der Erde, in der Luft, in und auf dem Wasser.

Ueberall aber leuchtet der gleich Baum einer geheiligten Ueberlieferung, eines ewigen Festes, erklingen der gleiche Gesang und die gleichen Worte der gleichen Sprache. Und nicht anders ist es bei denen, die zu Hause geblieben sind in Rüstungsbetrieben, Eisenbahnen, Krankenhäusern und Privatwohnungen. Auch dort erklingen die gleichen Lieder und die gleichen Worte unter dem flimmernden Schein der Kerzen im dunkelgrünen Nadelgest.

Es gibt heute kein Fest mehr — und Weihnachten ist das grösste unter ihnen —, das nicht mit unserer Deutschheit auf das innigste zusammenhinge. Und dieses Wort «Deutsch» wird nicht mehr als ein erlernbarer Bildungswert begriffen, sondern als ein ursprünglicher Vorgang desjenigen Lebens, dem die Deutschen zugehören. Wir empfinden, dass wir nicht aus der Gegenwart allein oder aus der Zukunft allein oder aus der Vergangenheit allein da sind und leben, sondern dass in jedem Leben das Gewesene vorhanden ist, das Heutige gährt und das Kommende ans Licht drängt.

Und wir werden wiederum gewahr, dass eine uralte Vergangenheit der Deutschen im Weihnachtsfest lebendig ist. Nicht als kritiklos übernommene, gemütselige Kindheitserinnerung und nicht als nackte Tatsache kulturhistorischer Forschung. Nein, Weihnachten ist vielleicht das einzige Fest, in dem das Leben derjenigen Deutschen lebt, von denen kein Buch und keine Forschung in Urkunden zu berichten weiss. Dafür künden Sage und Legende von ihnen. Weihnachten ist ein ewiges Fest der Deutschen, die

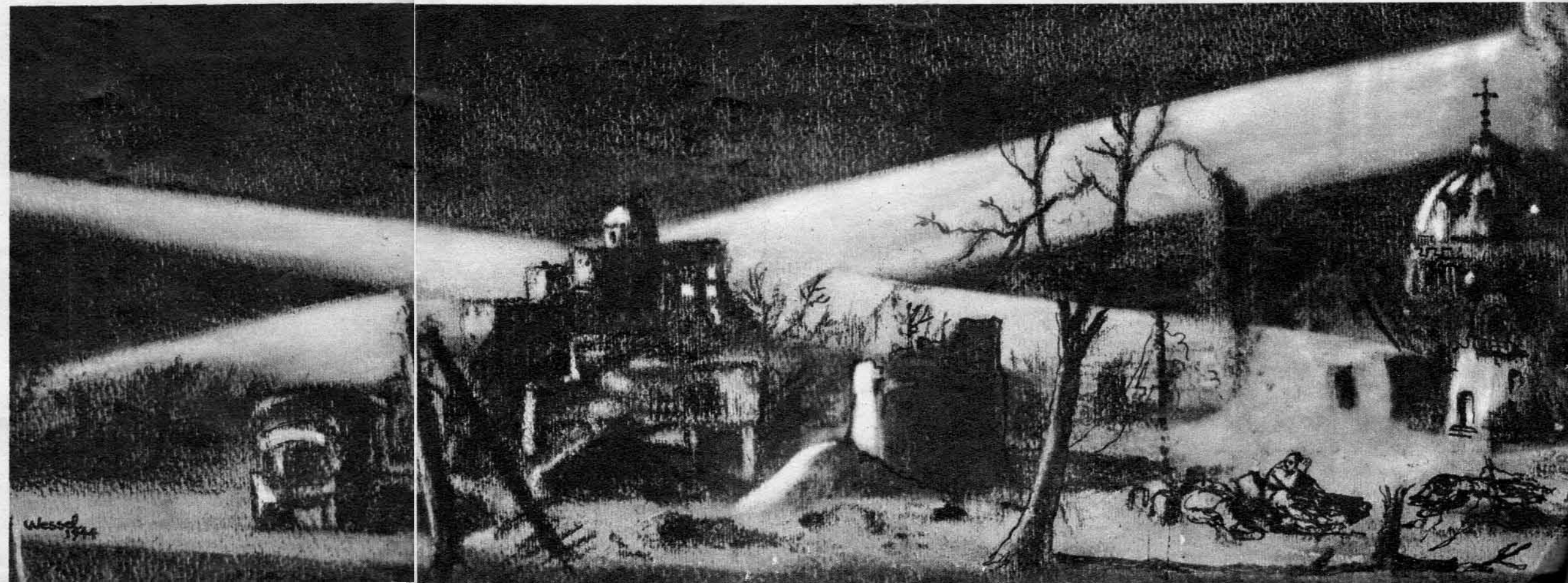
immer da waren und immer da sein werden. Und da wissen wir mit einem Male, dass Weihnachten von jeher auf den Abend des kürzesten Tages im Jahre fällt. Wir wissen, dass die geweihte Nacht die längste, dunkelste und schwerste des ganzen Jahres ist, eine Nacht, die wie ein Sinnbild der Not wirkt. Und in dem gleichen Augenblick wissen wir es leidenschaftlich und klar, dass die längste Nacht und die tiefste Not der Scheitelpunkt der Umkehr sind. Von nun an muss sich alles zum Besseren wandeln.

Denn mitten in dieser kältesten und verlassensten Nacht kündigt sich fern im brennenden Baum das Licht an und steigt herauf, das dieser Nacht ein Ende bereiten wird. Weihnachten ist das Fest der stärksten Bejahung. Es ist das Fest des unbedingten Willens zum Leben. Es ist das Fest des Besten und Unzerstörbaren, das in uns ist.

Kein Volk der Erde kennt ein gleiches Fest. Weihnachten im Ausland ist nur eine besondere Form von Geselligkeit. Weihnachten in Deutschland ist ein Herzteil von Deutschland. Und Deutschland ist dort, wo unsere Soldaten sind. Darum ist der Baum, der in der Mitte des Festes steht, nicht eine beliebige Tanne, sondern ein Inbild von durchdringender Leuchtkraft. Es ist der Weltenbaum, in dessen Zweigen die Gestirne kreisen, dessen Wurzeln alle guten Nährstoffe der Welt saugen, und in dessen Aesten alle Früchte der Welt hängen. Dieser Baum ist die Welt.

Und während sich der Himmel auf tut, während Mond und Sterne heraufkommen und die Berge klar sind in der tiefen Nacht, aus der die Gnade uns zufällt, ist dieser Baum ein unbeirrbares Bild für die nicht zu ertönde Lebenskraft unseres Volkes, das den Tod nicht fürchtet, weil es ihn nicht zu fürchten braucht. Denn der Tod bedeutet für die Deutschen nicht das Ende, sondern die Umwandlung in einen neuen und erhöhten Zustand.

In diesem deutschen Volk wirkt beides: der unbezwingbare Wille zum Leben und zur Gestaltung seiner selbst und die Furchtlosigkeit vor dem Tode. Darum sind die Deutschen unüberwindlich, und das Licht des brennenden Baumes fällt wie der Glanz ferner Siege auch noch in die einsamste Hütte des dunkelsten Tals.



VON FRANZ SCHAUWECKER

ZWISCHEN FELS UND MEER

DAS PANORAMA DER LIGURIEN-FRONT



In einem mächtigen Halbkreis schwingt der Bogen dieses Kampfraumes von den Gletscherköpfen der West-Alpen zu den Gestaden des blauen Mittelmeeres. Die harten Notwendigkeiten des Krieges geben den weltberühmten Landschaften ein neues Gesicht.



Vielfältig wie kaum ein anderes ist das Bild unserer Front. In einem gewaltigen Halbkreis spannt sich ihr Bogen von den Gletscherköpfen des Mont Blanc über Mont-Cenis und Maddalena-Pass bis hinunter zur alten italienisch-französischen Grenze bei Ventimiglia und weiter an den Gestaden des blauen Mittelmeeres entlang bis zur Halbinsel S. Margherita und jener kleinen Bucht Portofino, wo noch in den vorweihnachtlichen Dezembertagen die Sonne die Klippen wärmt und Palmengärten uns deutschen Soldaten das Bild eines ewigen Frühlings vorzaubert.

Nirgends finden wir krassere Gegensätze als hier. Während die Gebirgsjäger in den Westalpenbergen, die wie ein gewaltiger, urweltlicher Staudamm Frankreich von Italien scheidet, schon seit Wochen der ganzen Härte und Unerbittlichkeit des winterlichen Hochgebirgskrieges standzuhalten haben, sind die Tage an der italienischen Riviera noch voller Licht und Sonne. Herbstblumen glühen in den Gärten, das Meer schäumt in unwahrscheinlicher Bläue gegen die felsige Küste, und nur die weiss-grauen Nebel, die frühmorgens und abends die Sicht verwehren und die Regenschauer, die gelegentlich die Strassen waschen, mahnen an den Wechsel der Zeiten, denen auch diese glückliche Küste nicht ganz entgehen kann. Aber glaubt Ihr, dass die wetterfesten Jäger am Col de la Seigne, am kleinen St. Bernhard, am Mont Genève und am Maddalena-Pass tauschen würden mit ihren Kameraden im Süden am Meer? Für ein paar Tage würden sie wohl hinuntersteigen von ihren hohen Stellungen in Eis und Schnee, um das «sonnige Italien» zu erleben, von dem sie früher immer gelesen haben, aber Abschied nehmen von den Bergen, Abschied nehmen von den Kameraden, mit denen sie hier oben Alles teilen müssen, die wärmende Decke im windumrausten Rifugio des Zuggefechtes, den kleinen Ofen, dessen glühende Platte den erstarrten Händen nach nächtlicher Postenwacht immer wieder Leben gibt und das gefrorene Brot, das so mühsam bis zu ihren einsamen Stellungen gebracht werden muss? Sie würden nur lächeln und die Frage nicht verstehen, denn diese Schroffen und Berge, diese Schneefelder und Gletscherbrüche sind doch ein Teil von ihnen selbst geworden. Zu ihnen haben sie sich in kampfreichen, schweren Wochen durchschlagen müssen, als der Feind im August zwischen Cannes und Toulon landete und sie mit seiner Materialüberlegenheit und unterstützt von den Banden der Macquisards langsam in die Berge drückte, die ihnen dann neue Verteidigungsstellungen gaben und wieder das Gefühl der Ueberlegenheit in einem Gelände, in dem nicht die Panzer entscheiden, sondern allein die Zähigkeit und der kämpferische Mut des Einzelnen. Und hier oben haben sie sich dann für den Winter eingerichtet. Das war keine leichte Arbeit. In mühseligem Antransport musste jedes einzelne Stück Holz, jeder Sack Brot, jede Granate für die Geschütze und jede Kiste mit Munition über die schmalen Saumpfade nach vorne gebracht werden.

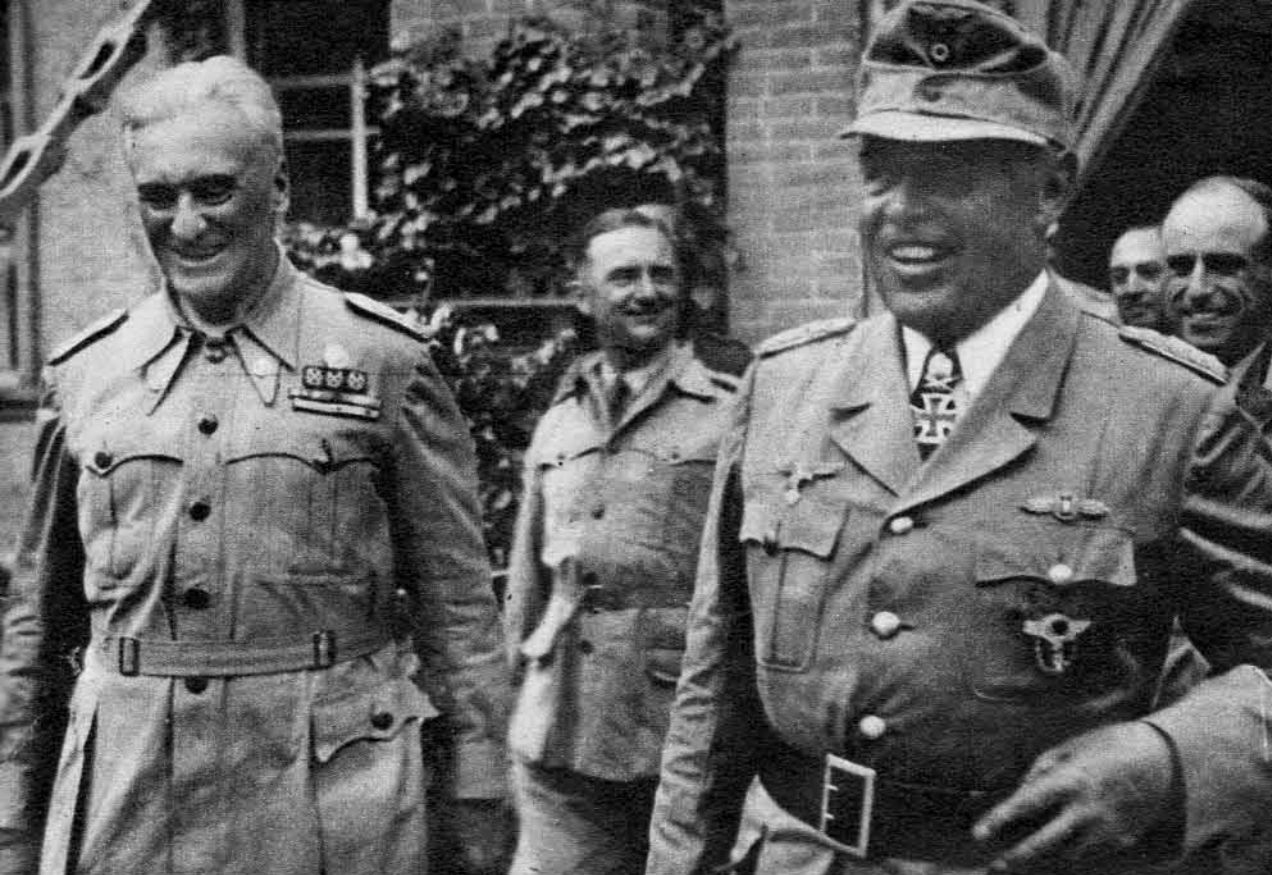


In der majestätischen Gletscherwelt des St. Bernhard halten unsere Gebirgsjäger in 3000 Meter die höchste deutsche MG.-Stellung besetzt.

Ein gewaltiger Kontrast!

Nirgends finden wir krassere Gegensätze. Die Batterien an der Küste der italienischen Riviera regten auch in den vorweihnachtlichen Dezembertagen über das in unwahrscheinlichem Blau schimmernde Ligurische Meer. In den Bergen herrschte dagegen die ganze Härte des Gebirgskrieges. Die Panzermänner, die unseren Grenadiere bei der Bandenbekämpfung so weit als möglich folgten, mussten ständig massige Gesteinsbrocken beiseiteräumen, um den Spähwagen den Weg zu bahnen.

Im Zickzack werden Schützengräben in schwerster Arbeit durch das felsige Gestein geführt. Das obere Bild links erinnert an die vergangenen Monate, in denen die Küstenbefestigungen erstanden, die längs den vor dem Krieg aus aller Welt besuchten Küstenorten eine drohende Bastion schufen.



Generalfeldmarschall Kesselring und Marschall Graziani mit seinem Chef des Generalstabes, Generalmajor Nagel, auf einem Gefechtsstand an der ligurischen Front.

Maultierkolonnen tragen auf ihrem Rücken einen Grossteil der Nachschublast. Diese zähen, unermüdeten Kameraden sind in diesen Bergen ein kostbares Kapital. Sie werden gepflegt wie die eigene Waffe, und was der Landser nur irgend selber schleppen kann, packt er sich auf seine eigenen Schultern in selbstverständlicher Kameradschaft gegenüber dem Tier. Das geschieht meist über Tag. In der Dämmerung aber, wenn die Schatten der Nacht vor feindlichen Blicken schützen und frühmorgens, wenn die Nebel aus den Tälern und zwischen den Schluchten steigen, nehmen die Männer Schaufeln und Hacken und arbeiten an den Stellungen. Im Zickzack werden Schützengräben geführt, Bohrpatronen sprengen M.G.-Stände und B.-Stellen in das felsige Gestein und von Zuggefechtsstand zu Zuggefechtsstand reichen Trampelpfade mit Seilsicherung an den lawinengefährdeten Hängen. Niemand reisst die Arbeit ab. Denn die gleichen Männer, die tagsüber die Mulis hinaufbegleiten, an den Gräben und Feldbefestigungen schanzen oder auf Spähtrupp gehen, ziehen des Nachts auf einsame Postenwacht.

Gibt es Männer, die verlässener stehen in einer solchen Nacht in den Bergen? Manchmal funkelt der Himmel mit seinen Sternen über ihrem Alleinsein, manchmal aber hüllt auch dichtes Schneetreiben sie ein oder peitschender Regen in einer pechschwarzen Nacht. Wundert Ihr Euch, wenn diese Männer schweigsam sind und oft nichts anzufangen wissen mit der Gesprächigkeit ihrer Kameraden weiter unten in den Tälern? Aber so hart und manchmal grausam die Berge zu ihnen sind, so herrlich offenbaren sie sich auch an manchen Stunden. Kennt Ihr das grosse Wunder eines Sonnenaufgangs zwischen Gletschern und Gipfeln, wenn der Himmel im Osten fahl wird, die Schatten in die Täler weichen und die Spitzen der Berge aufglühen in einer einzigen Symphonie der Farben? Oder die hellen Nächte mit den glitzernen Schneekristallen und den bläulichen Gletscherfeldern, von denen die Kälte aufsteigt in leichten dunstigen Wolken?

Und während die deutschen Gebirgsjäger ihre Berge schützen, stehen weiter unten an der Küste zusammen mit deutschen Kameraden die italienischen Soldaten der neuen Divisionen. In dem Zusammenbruch ihrer Heimat nach den Wochen des Verrats haben sie den Glauben an ihr Vaterland nicht verloren. Anstatt zu resignieren und die Hände in den Schoss zu legen, haben sie zu den Waffen gegriffen. «Per l'Onore dell'Italia», «für die Ehre Italiens», steht auf ihren Fahnen, und mit ihrem kämpferischen Einsatz bekennen sie sich von neuem zu dem Europa, für das so viele ihrer Kameraden schon das Opfer des Lebens gebracht haben, in Spanien so gut wie auf der Wacht am Kanal und in den weiten Steppen des russischen Landes. Eine echte Kameradschaft verbindet sie mit den deutschen Soldaten ihrer Front, und genau wie sie wissen sie, wie gross und zwingend das Ziel ihres Kampfes ist.

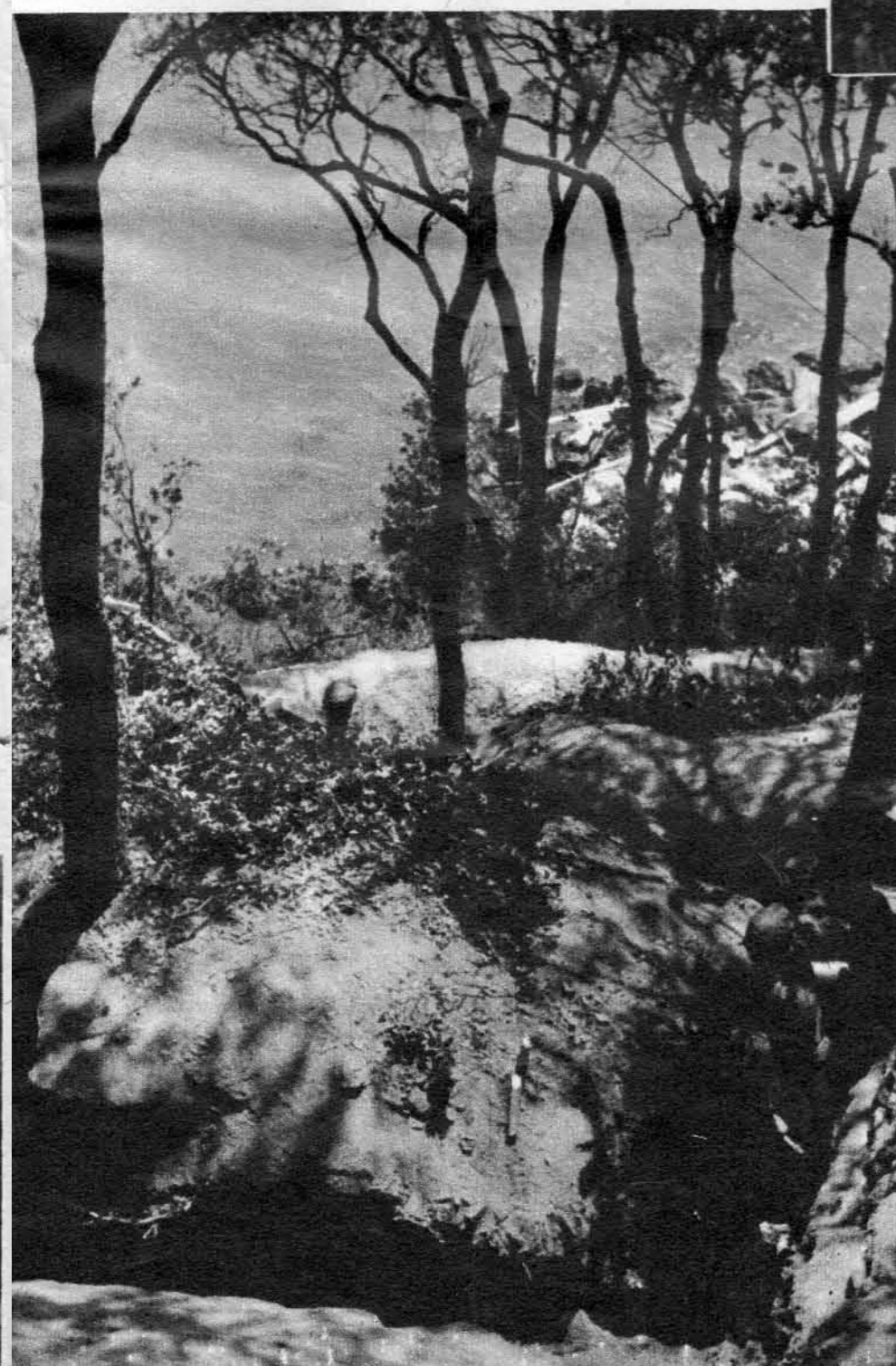
Die Front unserer Armee kennt keine grossen Kampftage wie sie die Kameraden in der Schlacht um die weite Po-Ebene beinahe stündlich erleben. Dem Kampf in den Bergen der Westalpen fehlt die gnadenlose Härte des Ringens Mann gegen Mann.



Nur Trampelpfade führen von Gefechtsstand zu Gefechtsstand! (Bild oben). Verwundete können hier nicht zurückgebracht werden. Zwischen Himmel und Erde schwebend, werden sie abgeseilt. (Bild rechts oben)



Der Dienst in den Höhenstellungen braucht ganze Kerle, die gegen Wind und Wetter gefeit sind. Die Einsätze im unheimlich brodelnden Nebel erfordern Nerven von Stahl



Die Jäger am Col du Mont und Mont Genèvre haben hier nicht die Last eines stundenlangen Trommelfeuers, des Sich-in-den-Boden-krallens, wenn die Erde sich bäumt und bebzt in den Zuckungen der Artillerieschlacht wie es viele von ihnen, etwa bei Cassino, durchgestanden haben. Aber genau so wie ihre Kameraden an der Apenninfront erfüllen sie ihre Pflicht, wo sie auch immer kämpfen müssen, in selbstverständlicher innerer Bereitschaft. Wenn die deutschen und italienischen Soldaten unserer Front in diesen Tagen ihr Weihnachtstfest erleben, wenn nach der Ablösung in den Ruhestellungen beim Schein der Kerzen und dem Duft abgebrannter Tannenzweige die Gedanken die weiten Wege dieser fünf Kriegsjahre zurückwandern und in der Besinnlichkeit der Stunde auch Halt machen bei denen, die heute nicht mehr in dem Kreise sind, dann werden sie in der Erinnerung auch von neuem die Verpflichtung spüren und das Gesetz des grossen Krieges, unter dem sie stehen genau so wie die Männer und Frauen in ihrer heimatlichen Städten und Dörfern.

KRIEGSBERICHTER DIETHER HEUMANN



Duce, a noi! Duce, zu uns!, hallte es wie ein Bekenntnis aus allen Kehlen, wenn der Führer des republikanischen Italiens seine in unserem Kampfraum eingesetzten Soldaten besuchte, um sich von ihrer Bereitschaft zu überzeugen. Das linke Bild scheint nur auf den ersten Blick eine friedliche südliche Landschaft darzustellen. Ein Gewirr von gut getarnten Laufgräben zieht sich durch die scheinbar idyllische Gegend. Es gibt kaum einen Meter, der nicht Tag und Nacht bewacht wird!

PK. - Aufnahmen: Allmeyer, Demmer, Rothwinkel, Schödl.



DISZIPLIN UND FREIHEIT

DER INHALT DES OFFIZIERSBERUFS

Von Major GEORG SCHULZ

Soldatisches Führertum beruht auf Verantwortungsfreude, überlegenem Können und unermüdlicher Fürsorge. — Selbstbewusst und doch bescheiden, aufrecht und treu, gottesfürchtig und wahrhaft, verschwiegen und unbestechlich soll der Soldat dem ganzen Volk ein Vorbild männlicher Kraft sein. (Aus Hindenburgs «Pflichten des Deutschen Soldaten», vom 25. Mai 1934.)

Jene politische Richtung, deren Ziel es war, jede Staatsautorität zu untergraben, hat das Bild vom Offizier lächerlich gemacht, wo sich der geringste Anlass bot. Absichtlich befasste man sich mit der eigentlichen Aufgabe des Offiziers und positiven Ergebnissen seines Wirkens überhaupt nicht. Als Standesrequisiten sollten im Gedächtnis der Zeitgenossen haften bleiben: das Monokel, die Reitpeitsche, das Kartenspiel, Schulden und der Sektkübel beim «Liebesmahl».

Tatsächlich hat schon der Weltkrieg erwiesen, dass diese Merkmale einer gehässigen Karikatur nichts zu tun hatten mit dem Kern des Offizierkorps. Man hat sogar erlebt, dass die Front, deren Nerven eben jene «monokeltragenden» Offiziere waren, vier Jahre lang dem Ansturm der ganzen Welt standhielt. Die zeitgemässe Presse hat sich niemals mit der Tatsache auseinandergesetzt, dass der Landarbeiter, der Fabrikarbeiter, welcher die Masse des Frontkämpfers darstellte, dabei fast ausnahmslos eingeschriebenes Mitglied einer sozialistischen Partei war, bis zum bitteren Ende dem deutschen Offizier folgte.

Trotz des kommissigen Drills in bezug auf Waffen, Montur und Pferde, welcher von verständigen Leuten als militärischer Ausdruck für Sparsamkeit und Ordnungsliebe begriffen wurde, sprach der «gediente» Soldat von seinen Offizieren mit Respekt und Neigung; er hatte sie als «feine Kerle» in Erinnerung. Das Gruppenbild «Zur Erinnerung an meine Dienstzeit» erhielt den Ehrenplatz in der guten Stube.

Das Offizierkorps kurz vor dem Weltkriege hatte sich gleichsam funktionsmässig mit der Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung gewandelt. Aeussere Anzeichen dafür waren: das stetige Anwachsen der Zahl der bürgerlichen Offiziere, die starke Zunahme technischer Interessen und ein deutliches Streben nach geistiger Orientierung. Der Beweis für diesen letzteren Gesichtspunkt ist erbracht worden durch die Tatsache, dass nach dem verlorenen Kriege viele aktive Offiziere akademische Grade erwarben, ja Hochschulprofessoren wurden. Wie hoch die Zahl der Opfer des Offizierkorps nach dem Kriege anstieg, als es galt, den Kommunismus mit Handgranate und Maschinengewehr niederzuschlagen, ist noch in Erinnerung. In den Jahren 1919 bis 1921 setzte sich der Offizier ein ohne Befehl, ohne Aussicht auf Anerkennung, ohne die Absicht auf politischen oder materiellen Vorteil.

Das Offizierkorps des Hunderttausendmannheeres war so klein, dass es in der Öffentlichkeit kaum in Erscheinung trat. Es wäre ein besonderes Thema, die Lebensaufgabe, die Weltanschauung, die Arbeitsleistung dieses Ordens darzustellen, um zu verstehen, mit welchen Voraussetzungen auf militärischem Gebiet der wieder erstehende nationale Geist an seine politische Aufgabe und an den Aufbau der deutschen Wehrmacht gehen konnte.

Der Beruf des Offiziers hat einen Nimbus von jeher. Er ist von ganz besonderer Art. Der Offizier hat seinen Dienst getan, seine Pflichten erfüllt, aber nicht darüber geredet. Verstanden hätte ihn der Berufsfremde meistens doch nicht. Worin liegt das Besondere dieses Berufs?

Der Offizier muss innerlich stets bereit sein, ohne Rücksicht auf sein persönliches Wohlergehen, auf materielle Vorteile, seinen Dienst zu tun und im Ernstfalle sein Leben unbedenklich für sein Volk einzusetzen. Nicht nur diese Bereitschaft wird von ihm verlangt — er muss auch die Fähigkeit besitzen, diese Haltung auf all die Männer zu übertragen, welche ihm unterstellt sind, das bedeutet praktisch, auf die Wehrmannschaft des ganzen Volkes. Wenn man in anderen Berufen von Pflichttreue und Tüchtigkeit spricht, so steht über dem Offizierberuf als dienstliche Forderung der Begriff «Passion» im Sinne von Leidenschaft und Besessenheit des Dienens.

Bereit sein zu sterben für das Wohl der anderen ist gegen jeden natürlichen Instinkt. Als religiöse und philosophische Forderung ist diese Bereitschaft den Menschen längst bekannt. Aber es ist ein Unterschied, ob ich flammende Reden halte über dieses Thema, oder ob ich einfach hingehe und mein Leben wage!

Foto: Sammlung
Hendke, Berlin

Zu unseren Bildern:
DER PREUSSISCHE KADETT 1860 UND DER DEUTSCHE OFFIZIER VON HEUTE.
Hindenburg in Wahlstatt und ein Leutnant der Gebirgsjäger.

Der Offizier dient; zwar ist er Herr über Menschen, aber nicht verfügungsberechtigt über sich selbst. Seine Arbeitszeit ist unbegrenzt; sein Dienst respektiert weder Nachtruhe noch Feiertag. Er mag noch soviel arbeiten — sein Einkommen ist begrenzt. Geschenke als Anerkennung für seine Gerechtigkeit, sein Wohlwollen würden ihn beleidigen — der Offizier ist sozialisiert. Nur wer diese Erkenntnis mit all ihren Folgerungen, ohne Rücksicht, aus heissem vollen Herzen bejaht, der soll und darf Berufsoffizier werden. Nur so wird er frei sein im Gesetz.

Was befähigt den Offizier zu seiner unglaublich schweren Aufgabe? Als Anwärter für seinen Beruf ist er bereits Proben unterzogen worden, bei denen er ein solches Mass von körperlicher, geistiger und charakterlicher Veranlagung nachweisen muss, dass ein Versagen während der Ausbildung kaum zu erwarten ist. Ein Bestehen dieser Vorprüfung ist aber nicht etwa die Garantie dafür, dass der Anwärter auch Offizier werden muss. Bewährung ist dauernd neu zu leisten. Sein dienstliches und persönliches Verhalten steht dauernd unter dem Urteil seiner Vorgesetzten; ja, selbst wenn er als Offizier angestellt ist, hängt seine Verwendung, sein Weiterkommen davon ab, wie er sich durchsetzt.

Er hat die Entwicklung des jungen Soldaten selbst als Objekt erlebt. Die Unteroffiziere, die den Fahnenjunker «schleifen» durften, haben ihm gegenüber nicht ihre mildesten Tonarten gewählt. Er kennt das Leben auf der Mannschaftsstube wie jeder andere Soldat; er hat gehorchen gelernt. Es ist selbstverständlich, dass er körperlich eine vorzügliche Haltung besitzt und in der schlechtesten Dienstgarnitur wie in der Badhose «eine gute Figur» macht. Die Leistungen des Sportabzeichens soll er aus «dem Aermel schütteln». Schiessen, Reiten, Fechten, Bergsteigen, Skifahren soll er als Sport betreiben.

Er soll lehren können! Sein Unterricht umfasst eine so bunte Skala von Stoffen, wie sie keine Lehranstalt kennt. Logarithmisches Rechnen und Ballistik, Taktik und Politik, technische Probleme in grosser Zahl, «Benehmen des Soldaten in und ausser Dienst», werden von demselben Lehrer behandelt — praktisch, leicht verständlich und eindringlich!

Die Kameradschaft des Offiziers ist niemals dokumentiert durch Erleichterung der Aufgaben, die er zu stellen hat, durch Nachgeben oder Zugeständnisse im Dienstbetrieb — sie beruht vielmehr auf unermüdlicher Fürsorge gegen alle Untergebenen, auf strengstem Gerechtigkeitssinn mit grundsätzlichem Wohlwollen, auch dem schlecht Begabten gegenüber.

Wer es versteht, menschliche Nähe zum Untergebenen in der Distanz zu wahren, der kann Offizier sein.

Der Disziplinarvorgesetzte (vom Kompanie- usw. -Führer an) muss Richter sein. In Dingen der militärischen Zucht und Ordnung hat er das Recht und die Pflicht, Freiheitsstrafen und Geldstrafen zu verhängen. Auf diese Pflicht gibt es nur eine Vorbereitung: selber untadelig leben und arbeiten. Dazu muss man urteilen, Lebenserfahrung und Menschenkenntnis zu richtigen Schlüssen ansetzen können. Der Uebeltäter muss gehört werden, und nur dann tut die Strafe ihre Wirkung, wenn der Delinquent von der absoluten Gerechtigkeit des Urteils nach dem Verhör überzeugt ist. Fehler und die geringste Ungerechtigkeit wirken katastrophal. — Ein Vorgesetzter, der einen Kradfahrer mit drei Tagen Arrest bestraft, weil dieser seine «Braut» auf dem Dienstrad nach Hause gefahren hat, ist als Offizier unmöglich, wenn er beispielsweise seine eigene Frau im Dienstwagen vom Theater in die Wohnung fahren liess.

Die Berufsaufgabe des Offiziers ist also, auf eine kurze Formel gebracht, die eines idealen Erziehers und Lehrers, wobei die Aufgabe des Erziehers überwiegt. Gefordert wird mehr Können als Wissen um die Zusammenhänge; daher trägt seine Ausbildung mehr den Charakter einer Lehre als den eines Studiums.

Ein Mustersöhnchen taugt nicht zum Offizier. Wer Menschen führen und leiten will, muss selbst Gut und Böse in sich tragen — und muss überwunden haben. Nur so wird man Magier der Lebensnähe. Wettern und toben mag man über Ungeschick oder Bubenstreiche; aber man muss darüberstehen, sich abwenden und über das Ewigallzumenschliche lachen können. Der Offizier darf niemals Bürger, niemals Philister werden, aber der Soldat muss sich bei ihm in den richtigen Händen fühlen. Möge das immer so sein; dann wird deutsches Soldatentum bei keiner Aufgabe versagen.



PK-Foto: Scheerer
(Weltbild)



Die Güter der Zivilisation sind nicht zur Bereicherung irgendwelcher Konzerne oder Händler da, meinen wir Deutsche. Was der menschliche Geist schuf, soll Allen zugute kommen. Aus dieser Haltung heraus entstand der Volkswagen.

Was

Hat Deutschland ein Programm, für das es kämpft? Die Antwort: Was der deutsche Soldat zu verteidigen hat, ist kein Programm. Es ist die Substanz seines Daseins, der Reichtum und die Vielfalt seines zivilen und friedlichen Lebens. Was er aber erkämpfen will, ist die Erfüllung der Forderung: den Menschen um seiner selbst willen zu achten. Dies ist ebenfalls kein Programm, sondern eine Idee.



A boy of 9 plays the game of war, this time with real bullets. This child told the photographer he did not want to take any Germans or Fascists alive and apparently meant it. His companion admired the ruthless "seriousness" of his comrade. The photograph is obviously light-traced.

Wie sollen unsere Kinder aufwachsen? Soll strahlende Freude über ihrer Jugend liegen, oder sollen aus ihnen elende, verkommene kleine Verbrecher werden, wie dieser neunjährige Junge aus Neapel (oben), dessen verwahrloster Anblick Grauen erweckt? Er erklärte dem Korrespondenten der amerikanischen Zeitschrift «Life», dass er jeden Deutschen und Faschisten totschiessen würde, wenn er ihn antrifft. Das sind die Früchte der feindlich-jüdischen Hasspropaganda, die uns überschweben würden wenn der Gegner siegte. In Elendslagern verschleppt, würde unsere Jugend wenn nicht körperlich, so doch geistig und moralisch zu Grunde gehen, jener Jammergestalt gleich gemacht werden!

Wir verteidigen!

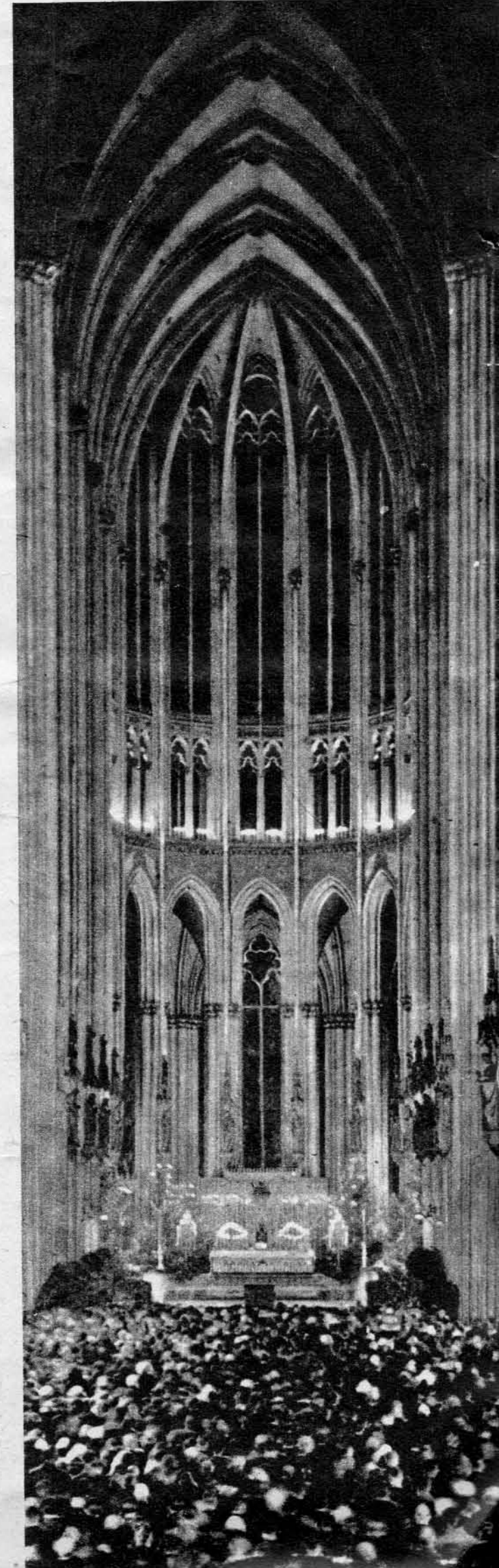


Dieser Bauer ist ein Sinnbild. Als Herr auf eigenem Grund geht er über sein Besitztum. Der Bolschewismus würde ihn zum Besitz und rechtlosen Zwangsarbeiter der Kolchose machen, wie er jeden von uns versklaven würde.

WIE GROSS DIESER UNTERSCHIED IST, DER ZWISCHEN EINER UM UNS LIEGENDEN UMWELT UND UNSERM HEUTIGEN DEUTSCHLAND BESTEHT, DAS KÖNNT AUCH IHR ERMESSEN! DASS ABER DIES SO IST, VERDANKEN WIR NICHT EINEM ZUFALL UND AUCH NICHT DEM, DASS WIR DIE HÄNDE IN DEN SCHOSS LEGTEN UND AUF EIN WUNDER WARTETEN. DAS EINZIGE WUNDER, DAS UNS DIESEN NEUEN AUFSTIEG UNSERES VOLKES GESCHENKT HAT, IST DER GLAUBE AN UNSER EIGENES VOLK, DIE ÜBERZEUGUNG, DASS DIESES TAUSENDJÄHRIGE VOLK NICHT ZUGRUNDE GEHEN KANN, DASS WIR SELBST ES HEBEN UND AN IHM ARBEITEN MÜSSEN. WIR SELBST MÜSSEN DAS SCHICKSAL UNSERES VOLKES GESTALTEN, SO WIE WIR ES ZU SEHEN UND ZU ERLEBEN WÜNSCHEN. DAS, WAS WIR HEUTE SIND, SIND WIR GEWORDEN KRAFT DER BEHARRLICHKEIT UNSERES EIGENEN WILLENS! DIE VORSEHUNG GIBT DEM STARKEN, TAPFEREN, MUTIGEN, FLEISSIGEN, ORDENTLICHEN UND DISZIPLINIERTEN AUCH DEN LOHN FÜR SEINE OPFER.

ADOLF HITLER

Die stolzen Bauwerke gotischer Kunst, in denen sich die schöpferische Leistung einer ganzen Epoche abendländischer Kultur manifestierte, sinken, von Terrorbomben getroffen, in Trümmer. Schwerste Wunden trägt der Kölner Dom, der als Meisterstück hochgotischer Baukunst in aller Welt gerühmt und verehrt wurde, 1248 wurde sein Grundstein gelegt. Nach dem Tode seines Schöpfers und ersten Baumeisters, Gerhard von Riele, haben ganze Generationen bedeutender Baumeister sein Werk fortgesetzt. Die «Kölner Dombauhütte» erlangte in der Kunstgeschichte des Abendlandes unvergänglichen Ruhm. Die majestätische Pracht der Domtürme, die andachtsvolle Schönheit des langgestreckten fünfschiffigen Innenraums, die künstlerische Einmaligkeit seiner Plastiken machten ihn zum kostbaren Besitz der gesamten europäischen Kulturwelt.





JEDER DEUTSCHE MENSCH BESITZT
DIE ZAUBERFLÖTE MOZARTS UND
BESITZT WEIMAR. DAS IST ES, WAS
WIR GEGEN DEN FEIND ZU VERTEI-
DIGEN HABEN. WAS WIR IHM
GEGENÜBER BEHAUPTEN MÜSSEN
UND WAS IN DIESER GEGENWÄR-
TIGEN AUSEINANDERSETZUNG
SIEGEN MUSS, UM DAS ANSEHEN
UND DIE WÜRDE DESSEN, WAS
MENSCHENANTLITZ TRÄGT, ZU
RETTE.

BALDUR VON SCHIRACH

ZEUGNISSE DEUTSCHEN GEISTES

Die Vasen

An einem Oktobernachmittag ging der Leutnant F. B. durch den Park von Peterhof, den die sowjetischen Maschinengewehre durchpfeifen, zu einem der vielen Schlösschen. Weil er im Verlauf von zwei Stunden, während deren Artilleriefeuer eingesetzt hatte, von dort nicht zurückkehrte und die Vermutung eines Unglücks nahelag, begab sich ein ihm befreundeter Leutnant mit einem Begleiter zum Schloss, um zunächst nach dem Vermissten zu fahnden. Gegen ihr Erwarten fanden sie ihn sogleich auf einem der goldenen Stühle in den verwahrlosten Räumen, in den Anblick einer meterhohen Porzellanvase versunken, deren schlanken Leib eine silhouettenhafte Genienkette umschritt. Ob er nicht hörte, dass die Artillerie schösse, fragte ihn der Kamerad, nachdem er ihn wie einen Schlafenden leise an der Schulter gerührt hatte. Das mache die Schönheit schöner! erwiderte Leutnant F. B. und liess durch seine Anteilnahme allmählich auch die anderen die bebenden Fenster vergessen.

Der Helm

Eines Frühwinterabends erschien beim Ortskommandanten einer kleinrussischen Stadt ein älterer Hauptmann und fragte, ob jener über die Soldatengräber des Bezirkes und im besonderen über das Grab eines Leutnants R. L. Auskunft geben könnte. Der Kommandant, der sich die Grabpflege besonders angelegen sein liess, konnte ihm die Stelle genau bezeichnen, die Frage nach der Todesart des Gefallenen aber nicht beantworten. Sein Angebot einer Begleitung wurde brüsk abgelehnt. Nachdem der Hauptmann die Nacht in Unruhe verbracht hatte, fuhr er mit seinem Wagen am Morgen zu der bezeichneten Stelle in der Steppe. Noch ehe er dahin gelangt war, bemerkte er im dünnen Schnee einen Stahlhelm, den er als deutschen erkannte, und stieg sogleich aus, ohne sich über die Gründe zu solchem Tun Rechenschaft zu geben, denn an herumliegenden Helmen war im Kriegsgebiet nirgends Mangel. Ein Schuss hatte die Stirnfläche durchschlagen. « Ein guter Tod! » dachte er, der den Sohn in schmerzender Einbildung oft einen qualenden Tod hatte sterben sehen, und wendete sinnend den Helm. Da fand er im Futter den Namen seines Sohnes, des Leutnants R. L., mit Tinte eingeschrieben.

Nachdem die Versuchung niedergekämpft war, den Helm, den ihm der Zufall geschenkt hatte, als Erinnerung an sich zu nehmen, brachte er ihn dem Toten zurück, der ihn im Leben getragen hatte.

MARTIN RASCHKE

Auch das wird wieder kommen! Wir werden noch harte Zeiten zu überwinden haben, aber nach dem Sieg wird sich auch wieder der Zauber friedlicher Weihnachtsabende über der von verrohten Mordbrennern geschändeten Heimal ausbreiten.



Gegner?

NEIN! ZWEI WELTEN...



PK. - Aufnahmen: Allmeyer, Demmer.



HEUTE WIE DAMALS

**WENN ES UM DEUTSCHLAND GING,
ERSTANDEN DEM VATERLAND DIE
GRÖSSTEN SÖHNE**

Geschichte ist Führergeschichte! Wer die führenden Köpfe unseres Volkes im Lauf der Jahrhunderte mit wachen Augen betrachtet, sieht in ihnen die Gesichte der Nation gespiegelt, die deutschen Gestaltungen und die deutschen Träume, die deutschen Möglichkeiten und die deutschen Aufgaben. Im Handeln seiner Führer erscheint das Handeln eines Volkes. Hier wurzelt unsere unerschütterliche Zuversicht!

Der Führer.

Aus den flandrischen Gräben stieg ein unbekannter Soldat, und als er hineinging unter sein Volk, brachte er tiefer als andere das Erlebnis des Raumes mit, in dem es nur den verwischten Gegensatz zwischen Leben und Tod gab. Das stärkste Erbe des Krieges war in ihm lebendig: die Erkenntnis, dass ein härteres Leben not tue, wenn Deutschland aus dem Elend aufsteigen sollte. Langsam formt sich da aus den Erwachenden wieder ein Volk, das Geschichte zu tragen und Zukunft zu bauen stark genug ist. Ein einziger Wille hat die Verwandlung bewirkt, eine einzige Faust hat dieses taumelnde Volk von einem Abgrund zurückgerissen, aus dem es keinen Wiederaufstieg gegeben hätte. Nun lodert der Führerwille Deutschland voran. Wieder stösst eine Fackel ihr Licht auf die Wege, die in die Siege der Zukunft führen.

Napoleon hatte das morsche Reich in einem einzigen Ansturm in Trümmer geschlagen. Preussen, das schon lange nicht mehr den ehernen Geist Friedrichs des Grossen, sondern zögerndes Hinwarten, mutlosen Schlendrian und die Blindheit überalterter Führer über sich spürte, hatte noch eine Schlacht gewagt und war bei Jena und Auerstädt in ein Verderben gerast, das das Werk seiner drei grossen Fürsten mit Schande und Feigheit bedeckte. Mit dem Fall dieses einzigen Bollwerks aber, dem man Stärke zugetraut hatte, war Deutschlands Schicksal selber besiegelt. Grinsend stand vor den Deutschen das Gespenst der Knechtschaft; die napoleonischen Soldatenstiefel knirschten über die deutsche Erde und die Fürsten, gottgesandt, wie sie sich nannten, eilten zur Huldigung an den Thron des Tyrannen, der sie vielleicht auch mit einer kleinen Gnade bedachte. Da ereignete sich eines der deutschen Wunder. Das deutsche Volk ist in Länder und Stämme zerrissen, die Fürsten sind schwach oder feige oder sogar verräterisch, erbarmungslos ersticken die fremden Bedrücker jede Regung des Widerstandes gegen die brutale Gewalt — und dennoch bricht nun aus dem zerrissenen Volk ein gemeinsamer Wille zur Freiheit und zum Widerstand auf! Nun spürt es unterschiedlos die fremde würgende Faust am Hals und unterschiedslos fühlt es sich in den aufsprudelnden Hass der Abwehr hineingerissen. Heroische Klänge allüberall, heroischer Zusammenklang, wo so lange nur eigennütziges Spiel getrieben worden war. Napoleon hatte Europa demütigen wollen: als das Herzland des Erdteils die geschichtliche Mahnung vernimmt und sich endgültig zum gemeinsamen Aufbruch zusammenschliesst, als sich die Jüngsten und die Ältesten noch unters Gewehr stellen, zerschellt die Macht des fremden Eroberers! Aber es wird das erschütternde Ende dieses unerhörten kühnen Aufbruchs, dass alle diese begeisterten, neuerschlossenen Quellen wieder versiegen, ehe sie ein mächtiger Strom geworden waren, und als das neunzehnte Jahrhundert zum zwanzigsten wechselte, zeigte das deutsche Volk wieder ein schreckhaft zerklüftetes, unstabiles Gesicht. Doch in dieser Lage, da nur die verzweifeltsten Sorgen recht zu behalten

schienen, geschieht abermals ein deutsches Wunder, eine jener erhabenen Aeusserungen des deutschen Wesens, für die es keine Erklärung gibt. Alle inneren Werte des Volkes scheinen dem Tode verfallen zu sein, da bricht mit dem Weltkrieg wie ein Wettersturz ein ungeheures Verhängnis über das Volk — und innerhalb einer einzigen unbegreiflichen Stunde ist alles verfliegen, was seit Jahrzehnten wie ein Brand in allen Gliedern sich eingefressen hatte. Nun kämpften sie. Dann opferten sie. Und dann starben sie. Das kämpfende Volk findet wieder zu seinen höchsten Charakterwerten zurück, es wächst wieder den höchsten Tugenden zu, aus denen Reiche errichtet werden können. Das deutsche Volk lernt wieder das Sterbenkönnen für eine Zukunft und eine hohe Forderung. Vier Jahre brannte der Krieg den Deutschen im Herzen. Und vier Jahre der härtesten Prüfungen schienen sinnlos vertan, als nach dem bitteren Ende alles wieder zerfiel. Diese unvergänglichen vier Jahre um Kampf und innere Bewährung erhielten jedoch ihren tiefsten Sinn gedeutet, als Adolf Hitler seinem Volke bewusst machte, dass ein Volk nur dann am mächtigsten lebt, wenn ihm die grossen Tugenden jener Zeit — Opfer, Strenge, innere Zucht, Gemeinschaft, Dienst und Härte immerdar im Herzen brennen.

Unsere Geschichte ist noch nicht erfüllt! Heute wie damals: welch ein Aufbruch! Und doch: welch ein Wandel! Immer war unser Volk auf der Suche nach seiner Erfüllung, und immer war es ihr nahe gekommen, wenn es seine Seele in Härte und Opferbereitschaft gestählt hatte. Was unser Volk jedoch heute erlebt und zu bejahen hat, ist die endgültige Härtung der Seele, die sich nun zum höchsten Amt rüsten muss: zum Amt, die nie errungene Erfüllung unseres geschichtlichen Auftrags künftig zu gewinnen. Schwerstes, härtestes Schicksal wird unser Volk noch bestehen müssen, bis es sein echtes Gesicht erhält. Stete Bemühung wird uns abverlangt werden: doch nur von solchen Völkern verlangt das Schicksal strengsten Dienst, nur solchen Völkern schenkt es den grossen Führer, auf die es Hoffnung zum höchsten setzt!

KARL RICHARD GANZER

1. Reformier des Staates.

Bereits sieben Jahre nach dem Zusammenbruch von Jena und Auerstädt, also in einer staunenswert kurzen Frist, wurde Napoleon von einem erneuerten Preussen geschlagen. Der Freiherr vom Stein war der kühne Reformier des Staates. Seine umstürzende Tat entsprang der Erkenntnis, dass man vom Volk nicht Pflichten verlangen könne, wenn man ihm nicht das Recht zum Stolz und zur eigenen Leistung dagegen biete. Wer dem Staate sein Blut opfern soll, muss an dem Staat mit Leib und Seele hängen. Dieser Gedanke schleuderte den ersten Pfeil auf die alte reaktionäre Gesinnung.

2. Reformier des Heeres.

Stein hat den Staat erneuert; Scharnhorst ist der Reformier des Heeres geworden. Er setzte vor die Welt einen königlich grossen Gedanken hin: der Staat darf die Wehrpflicht jedes Mannes verkünden und jedem freien und stolzen Mann muss diese innere Pflicht, dem Staate dienen zu dürfen. Ehre sein. So baut er das Heer, das Napoleon schlagen soll. Scharnhorst ist Napoleons Ueberwinder geworden.

3. «Verrat» für die Freiheit.

Im russischen Schreckenswinter von 1812 war Napoleons glänzendes Heer in den eisigen Stürmen der östlichen Steppen erfroren. Die preussischen Truppen hatte General Yorck zu führen gehabt. Da sucht Clausewitz im Auftrag der russischen Führung Yorck zum Abfall von Napoleon zu bewegen. Abfall bedeutet deutsche Freiheit und Meuterei gegen des Königs Befehl zugleich. Der Preusse Yorck, dem Zucht über alles geht, hat lange mit sich gerungen, bis er erkannte, dass das Schicksal des Staates höhere Pflicht als die lahme Weisung eines müden Monarchen bedeutet. Dann schliesst er mit den Russen zu Taurroggen ein Bündnis — der Krieg um die Freiheit bricht los.

4. Soldat von Gebüt.

Spät dem Siebenjährigen Krieg hatte sich Blücher in preussischen Diensten Rang und Ruhm erworben. Der Fall des Staates stürzt ihn in wilde, irre Verzweiflung. Doch 1813 wurde der Greis wieder jung. An der Spitze der schlesischen Armee holt er sich schnell Sieg um Sieg. Er ist Soldat von Gebüt. Er liebt das Lager, das derbe Wort, den schnellen Entschluss, er verachtet geleckte Schranzen und sorgt für seine Soldaten gleich einem Vater. Diese erwidern die Liebe und zwingen die schwersten Aufgaben in ihre Gewalt.

5. Ein Mann gegen Napoleon.

In seinen Kämpfen und Siegen hatte Blücher bewiesen, dass das erneuerte Heer unerwarteter Leistungen fähig war. Dass aber die preussisch stolze Gesinnung der Ehre auch vor der Reform noch nicht völlig erloschen war, hat Ferdinand Schill bewiesen. Der unbekannt Major führt 1809 auf eigene Faust sein Regiment gegen rheinbündische Truppen. Ein kleiner Major gegen Napoleon — aber er hofft, dass sich an seiner Tat der Wille zum Aufstand entzündet. Der Kühne hat sich getäuscht, damals noch liess ihn Deutschland im Stich.

6. Mahner über der Zeit.

Als nach dem ersten Weltkrieg zwei Millionen deutscher Toter draussen blieben, stummer Grenzwall des heimlichen Reichs, heilige Schar, die Deutschland hütet, wollte es scheinen, als ob ihr Sterben nutzlos gewesen sei. Aber der Geist der toten Soldaten wurde in Deutschland wieder wach, und die einmal Opfergänger gewesen waren, wandelten sich zu heimlichen Führern, von deren ungeschriebenen Willen sich ein erwachendes Volk plötzlich bezwingen sah. Nun hängt der Blick ihrer Augen mahnend über der Zeit; was nicht vor diesen ewigen Augen besteht, wird ins Dunkel sinken, das keine Geschichte kennt.



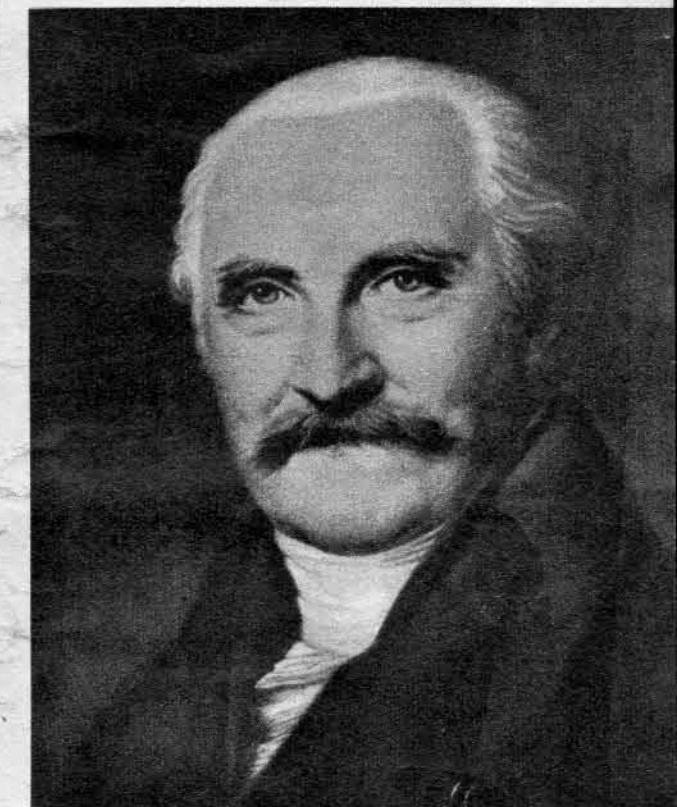
1. Karl Freiherr vom Stein 1757/1831



2. Gerhard David Scharnhorst 1755/1813



3. David Ludwig von Yorck 1759/1830



4. Gebhard Leberecht von Blücher 1742/1813



5. Ferdinand von Schill 1776/1809



6. Der Unbekannte Soldat

Das Weihnachtsmärchen des 50sten Regiments

Dieses Weihnachtsmärchen von den toten Soldaten las ich am Heiligen Abend bei der Christfeier der fünften Kompanie vor dem tannenbekränzten Altar der Dorfkirche von D., wo wir den Heiligen Abend feierten. Unsere schweren Geschütze dröhnten dazu eine nachdenkliche Begleitung. Im Schiff der Kirche stand die Kompanie und drei lange, reichgedeckte und kerzen-geschmückte Gabentische. Vor dem Altar flimmerten mächtige Weihnachtsbäume und warfen ihren Flackerschein über die dunklen Granatrisse und Blutflecken an Wand und Decke des französischen Kirchleins. Am Weihnachtsmorgen rückten wir wieder in Feuerstellung.

Der Dichter Walter Flex fiel im Oktober 1917 auf der Insel Oesel.

Ein junger Bauer, dem sein Vater keine Scholle eigenen Bodens hat vererben können, hatte sich ein paar Acker Landes zur Bewirtschaftung gepachtet. Aber als er sich mit seinem fleissigen Weibe im Hochsommer anschickte, die erste schöne Ernte einzubringen, rüstete der Kaiser einen gewaltigen Krieg gegen räuberische Feinde, die seine Grenzen im Osten und Westen tückisch bedrohten. Und er rief auch den jungen Bauern unter seine Fahnen.

Da wurde der Bauer Soldat. Ohne Murren folgte er dem Rufe, der an die wehrfähigen Söhne des Landes erging, und liess sich in den grauen Rock seines Königs einkleiden. Ohne viel Worte schied er von Frau und Kind. Das junge Weib küsste unter Tränen die Waffen des Scheidenden, und das unmündige Knäblein brachte in seinen ungeschickten dicken Händchen rote, blaue und weisse Bauernblumen aus dem Gärten und jauchzte, wenn sie der Vater an Helm und Gewehr steckte. Lange sah der Soldat auf das spielende Kind, dann drückte er noch einmal die Hand seines Weibes, fasste die Waffen fester und schritt von dannen. Tage und Wochen gingen ins Land, und statt des ersehnten Friedens brannte der Krieg immer heller über die ganze Erde. Die verlassene Frau schlug sich mit ihrem Knäblein kümmerlich genug durch. Sie mühte sich redlich, die Ernte einzubringen und dem reichen Bauern den Pachtzins zu erlegen, aber es wollte ihren schwachen Kräften nicht geraten. Zu Anfang schickte der Soldat noch dann und wann Grüsse und ein paar Pfennige, die er sich von seiner Kriegslöhnung absparte, nach Hause. Seine Briefe kamen aus fernem und immer ferneren Ländern und brauchten immer längere Zeit, um den Weg in die Heimat zu finden. Zuletzt, als die Nächte anfangen kalt zu werden und des Morgens Reif statt des Taues auf Halmen und Gräsern lag, blieben sie ganz aus. Und wieder nach ein paar Wochen, als Bäche und Seen vom ersten Eise überfrenen waren und die Vögel aus den verschneiten Wäldern sich in die Dörfer zogen, kam ein Brief des Hauptmanns, unter dessen Befehl der junge Bauer gedient hatte, und in dem Briefe stand, der So'dat sei als tapferer Mann im fremden Lande gefallen. Das arme Weib las den Brief, und der Atem versagte ihr. Sie presste ihr

Kind, das zum Waislein geworden war, in stümmem Jammer an die Brust, und das Herz wollte ihr brechen vor Weh. Sie glaubte, es könnte sie auf Erden nichts Härteres treffen, und die Lust am Leben erlosch wie ein Licht in ihrem armen Herzen. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Der reiche Bauer bestand auf dem Pachtgelde, das der Soldat ihm schuldete, und setzte dem armen Weibe den Stuhl vor die Türe. Da hatte sie kein Dach mehr zu Häupten, kein Herdfeuer, die erstarrten Gliederchen ihres frierenden Kindes zu wärmen, und kein Bröcklein Brot, seinem Hunger zu wehren. In dieser letzten Not des Leibes und der Seele wurde ihr das Leben leid, und sie beschloss, mit ihrem Knaben zu sterben, ehe sie ihr Fleisch und Blut an Hunger und grausamer Kälte elend verderben sähe.

Es war der Tag vor Weihnachten, als der hartherzige Bauer Mutter und Kind von Haus und Hof vertrieb, und am heiligen Christabend stand sie in Schnee und Elend auf freier Landstrasse, wo Sturm weht und Schnee geht. Da sprach sie zu dem Knäblein auf ihren Armen: «Komm, Hänlein, du sollst nicht mehr hungern und frieren, wir wollen zum Väterchen gehen!». «...zum Väterchen gehen», lältte das

messen können. Ein Vaterunser lang stand sie an dem verschneiten Grubenrande, dann presste sie das Knäblein fester an sich, tat einen Sprung und fühlte, wie die kalten Wasser über ihr zusammenschlugen. Ein Weilchen spürte sie Lindigkeit in ihrem armen Herzen, dann vergingen ihr die Sinne. War es kurz oder lange, so erwachte sie und kam zu sich. Sie blickte mit verlorenen Augen und dumpfen Sinnen um sich, und die Erinnerungen liefen ihr zu und entliefen ihr wie tölpische Hündlein. Endlich kam's ihr doch wieder, was sie erlitten und getan hatte, und sie erstaunte sehr. Denn ihr Knäblein lag ihr noch leise schlummernd im Arm, als wüsste es nichts von Leben und Sterben und von der Not des letzten Stündleins.

Weiche, laue Nebel wallten vor ihren Augen und deckten alles Nahe und Ferne zu. Das arme Weib strengte ihre Sinne an, durch die Schleier hindurchzusehen, die immer dichter aus Tiefe und Höhe zu strömen schienen und sie mit wohliger Wärme umfingen wie gute Träume. Da erhob sie sich, und das Waislein auf ihren Armen erwachte. Sogleich reckte es seine rosigen Händlein und rief halb wimmernd, halb liebkosend «Väterchen, Väterchen!» in den dichten Nebel. Und siehe da,

sie ihm ins Gesicht und verstümmte schüchtern. Denn in den Augen des stillen Mannes lag ein gütiger, aber tödlicher Ernst, als hätten sie das blutige Leiden und Sterben der Menschheit hundertfältig erblickt. Es glomm aus ihnen ein dunkler Schimmer wie ein Widerschein mächtiger Brände und rauchender Trümmerhaufen. Da versagte dem Weibe Wort und Frage. Aber der Graue langte mit ruhiger Gebärde nach dem armen Waislein, das sogleich die Aermchen um seinen Hals schlang und schmeichelnd sein «Väterchen!» lallte. Da, als die Frau ihr Knäblein vertraut wie ein junges Rehlein auf den dunkeln Armen des Fremden liegen sah, fasste sie sich ein Herz und fragte leise: «Wo bin ich?» Der Graue sah ihr darauf so ernst ins Antlitz, dass sie spürte, wie ihr alle Farbe aus Wangen und Stirne wich. Aber der Fremde strich nun auch ihr schwichtigend mit seiner kühlen Hand über die zuckenden «Schläfen und sprach: «Lass nur und sei still! Ich weiss wohl, woher du kommst und wohin du willst. Du suchst einen Toten, den du lieb hast, und bist ihm sehr nahe». Sogleich warf die junge Witwe schluchzend die Hände ineinander und rang sie gefaltet empor. «So sind wir tot», fragte sie stammelnd, «und wahrhaftig vor Gottes Tür? Denn, ach, ich weiss, wie gut er war, und dass Gott ihn zu sich genommen hat!».

Der Graue beugte mitleidig verneinend das Haupt.

«Wo bin ich?» fragte das Weib abermals, obgleich ihr das Herz zag war und wie ein Glöcklein im Winde zitterte. Antwortete der Graue: «Du bist bei den toten Soldaten. Aber sie sind Gottes Soldaten geworden, die vordem Soldaten des Kaisers waren. Sie haben keine Ruhe, denn Gottes Krieg mit den Seelen der Lebendigen währt noch immer. In der innersten Tiefe der Erde liegen die toten deutschen Soldaten auf Wacht nach Gottes Willen und tun Dienst auf Erden in seinem grauen Heere, ehe sie zu den hellen himmlischen Heerscharen eingehen dürfen, die die Weiten des Himmels erfüllen». «Ich verstehe dich nicht», flüsterte das arme Weib, und die Brust war ihr sehr enge und bang. «Lass nur», antwortete der Graue, «bald wirst du alles besser wissen. Wer in der Christnacht ausgeht wie du, der findet den Weg, den er sucht. Folge mir jetzt!». Er schritt ihr voran, und das Knäblein der Witwe lag geruhig schlummernd auf seinen Armen.

Endlich stand der Führer stille, hob die Rechte und zerteilte mit ihr den Nebel, als schlüge er einen Vorhang zurück. Alsbald weitete sich ein heller, schimmernder Grund vor den Augen des Weibes. Lange suchten ihre Augen die Quellen des guten und frommen Lichtes, das sie umgab. Das Leuchten lag wie ein zarter, rosiger Hauch über einem diamantklaren See, der den ganzen Grund erfüllte und nur leise perlend gegen die dunklen Ufer anließ. Graue Wächter, die dem Führer wie Brüder glichen, sassens und standen ernst und schweigend um die F'ut, als hielten sie Uferwacht an heiligen Wassern.

«Du bist bei den toten Soldaten»,

sagte der Führer zu dem Weibe. «Siehe, ob du den findest, den du suchst. Vermagst du's, so rede ihn an, er wird dir antworten. In der Christnacht ist den Toten vergönnt, mit Menschenstimme zu reden; sonst kommen sie nur als Träume, Gedanken und Schatten zu den Lebendigen zurück». Das arme Weib fasste sich ein Herz und blickte suchend in die Gesichter der grauen Männer, die ihr nahe standen. Da gewahrte sie, dass die Gesichter der stummen Hüter sich seltsam glichen. Denn alle waren überschattet von dem tiefen Ernst, der ihr auch aus den Augen ihres Führers entgegenfunkelte. Dieser Ernst war heilig und tödlich zugleich, und in seinem dunklen Schimmer lösten sich die Gesichtszüge der Männer wie Schatten unter einer düsterroten Fackel. Das arme Weib konnte das geliebte Antlitz ihres Toten nicht entdecken, und ihre Augen schweiften bang und hilflos über die lichte Flut nach dem jenseitigen Ufer, wo die Schatten vieler tausend Männer sich aus dem Dunkel hoben.

Da gewahrte sie auch die rosigen Quellen des ungewissen Lichtes, das hold und fromm über den Wassern lag. Ungezählte hellhäutige Kinder glitzerten auf der stillen Flut hin und wider, und von ihren zarten Körperchen ging der Rosenschimmer aus, der die Tiefen des Grundes erfüllte. «Wer sind diese Kleinen?» fragte das Weib den Führer, und er antwortete: «Es sind die Seelen der ungeborenen Kinder deines Volkes. Gott der Herr hat die toten Soldaten zu ihren Hütern bestellt, bis sie ins Leben treten». «Und was ist das für ein See, über dem sie spielen wie über einer heublumigen Wiese, dass ihnen kaum die Knöchel der Füsse feucht werden?».

Da wurde das Antlitz des grauen Führers noch dunkler, und er antwortete: «Wisse, du Arme, dieser See rinnt zusammen aus den ungezählten Tränen, die die Lebendigen um die toten Soldaten weinen. In diesen Tränensee sind auch deine Zähren geflossen. Uns aber hat Gott der Herr an der Schmerzenseite in der innersten Tiefe der Erde zu Hütern der Ungeborenen bestellt, auf dass wir ihre Seelen in den Tränen ihres Volkes baden, ehe sie ins Leben treten. Davon werden sie stark werden und rein bleiben, auch wenn der Staub der Erde sie anwehen wird».

«Was aber tun diese da?» fragte das Weib und deutete erschauernd auf einige der Grauen, die am Ufer lagerten und in ihrer Mitte eine helle Schar der ungeborenen Seelchen zu weiden schienen, die sich mitten unter den Grauen wie zu einem schönen, schimmernden Blütenbeet zusammendrängten.

Der Führer dämpfte seine Stimme, als spräche er in einer Kirche und sagte: «Siehe, die toten Soldaten halten Zwiesprache mit den Seelen der Ungeborenen. Ins Leben geschickt, werden die Ungetauften die Worte ihrer Hüter vergessen haben, aber aus ihren Seelen wird den Lebendigen der feine, klare Duft dieser vergessenen Stunden entgegenströmen, so wie geschliffene Gläser jahrelang den Duft des Rosenöls ausströmen, das sie einmal bewahrt haben». Indem sie so sprachen, seufzte das Kind auf den Armen des Führers in kindlicher Lust und suchte sich ihnen zu entwinden. Die Mutter sah, wie es verlangend einem der hellen Seelchen entgegenstrebte, das schimmernd über der Flut spielte als über einer duftigen Wiese.

Da nahm das arme Weib ihr Kleines in die eigenen Arme und fragte bitzend: «Darf er ein Weilchen mit den schönen Kindern spielen?». Der Füh-

rer nickte Gewährung. «Ja», sagte er gütig, «lass deinen Kleinen mit den reinen Seelchen der Ungeborenen spielen! Davon werden seine kleinen Hände lebenslang sacht und fromm leuchten, und wessen Stirn oder Hand sie berühren, dessen Blut wird leicht und lieblich zu wallen anfangen und Kraft durch den Körper strömen». Drauf winkte er schweigend einem Seelchen, das sogleich wie eine schimmernde Blüte ans Ufer trieb. Gleich stand es wie ein liebliches nacktes Menschenknäblein am Ufer, fügte seine helle Hand in die dunklere des armen Waisleins, und beide entsprangen fröhlich in den lichten Kreis der Gespielen, die unter den grauen Hütern am Ufer sassens und ihnen lauschten, wie Kinder auf Erden den Märchen ihrer Mutter lauschen.

«Aber wir müssen noch lange wachen und harren. Erst wenn der See ausgetrocknet ist, gehen die grauen Hüter in das Reich der tausend Sinne ein und werden der armen Erde ledig». «Was ist das, das Reich der tausend Sinne?» fragte das Weib, und der graue Führer antwortete: «Es ist das, was ihr auf Erden den Himmel nennt. Ihr auf Erden dürft nur mit fünf armen Sinnen den Reichtum der Welt fühlen, sehen, hören, riechen und schmecken. Danach aber kommt ihr in das Reich der tausend Sinne und werdet mit Kräften begabt, die sich mit Menschenworten nicht nennen lassen. Darüber sind noch tausend Reiche, in denen die Seelen wohnen werden auf ihrer Wanderung zu Gott wie in Rasthäusern am Wege. Und jedes

Welt zusammenfliessen; dort lauscht er auf tausendfältige Musik der Stimmen der Lebenden. Gott der Herr hat ihm geboten, zu wachen, dass die Musik der Stimmen seines Volkes rein, stark und fromm töne wie eine gewaltige Orgel. Darum sitzt er auf seinem Thron und lauscht. Jeder Misston aus der vielfältigen Musik lässt das Schwert in der Hand des heimlichen Königs leise erklingen. Dann tritt ungerufen einer seiner grauen Brüder, die hier um uns her ungesehen im Dunkeln vor seiner Tür lagern und wachen, an seinen Thron, und der heimliche König gibt ihm leise raunend Befehl und Auftrag. Er hört alles, was die Ueberlebenden seines Volkes droben auf Erden denken, reden und singen, jeden Seufzer, jedes törichte Lachen, jeden Schrei und jedes Lied. Und so er einen

Misssklang austigen will, sendet er seine grauen Boten durch die Nacht, und sie wandeln durch Schlösser und Bettelkammern, durch die Erdhöhlen der Schlachtfelder und an die Tische der Könige. Sie wandeln und löschen das leichtfertige Lachen aus, wie man Lichter an hederlichen Tafeln auslöscht. Wo Selbstsüchtige und Prasser schlafen, setzt sich der Sendbote des heimlichen Königs als grauer Gast unter die Feiern und wirft seine Schatten über die helle Tafel, bis ihnen die Herzen schwer wie Steine werden, die eben noch wie Sommervögel sangen. Der heimliche König hat keinen Namen. Er wechselt täglich, wie die Wächter vor dem grauen Schlosse eures Kaisers sich ablösen. Täglich tritt ein anderer aus der Schar der toten Soldaten in die Herzkammer der Erde und sitzt auf dem Thron des heimlichen Königs nieder, um Dienst an der Seele seines Volkes zu tun und sie zu pflegen wie eine alte, heilige Orgel».

Indem er noch so sprach, stiess er leise eine dunkle Tür auf, schob das Weib in die wunderbare Helle, die ihr entgegenfloss, und liess leise die Tür hinter ihr ins Schloss gleiten.

«Siehe», raunte er ihr zu, «nun stehst du in der Herzkammer der Erde und vor dem heimlichen König. Störe ihn nicht! Er wacht über die Erde, deine Stimme würdest du ihm erzürnen. Kein Einzelnar darf sein Anliegen vor ihm tragen». Aber das arme Weib hörte ihn kaum. Herz und Auge und Ohren waren ihr in andächtiges Schauen und Lauschen versunken. Die Herzkammer der Erde war wie ein hellräumiger Altarschrein in etel wassereinen Diamantstein geschnitten, und von strahlenden Wänden floss tausendfältiges Raunen und Tönen rauschend nieder wie ferne Musik. Alle Helle aber wurde überstrahlt von einem tiefen, glühenden Glanze, der wie Rubinschein von der Krone des heimlichen Königs ausging. Als die Augen des Weibes sich an dem Wunderglanz der Märtyrerkrone sattgetrunken hatten, schweiften sie schüchtern über die Gestalt des heimlichen Königs. Und sie erstaunte. Denn sie erschaute keinen Heiligen im Kronornat, sondern einen einfachen Soldaten im zerschissenen und erdfarbenen Mantel. Und als sie die Augen zu seinem dunklen Antlitz hob, erkannte sie die Züge ihres lieben Toten. Aber aus dem vertrauten Angesicht lohte ein so furchtbarer Ernst und seine Gestalt war von einer so fremden Hoheit umkleidet, dass sie nicht wagte, ihn anzusprechen. Sie vermeinte, ihren eigenen Herzschlag unrein und störend in die heilige Musik tropfen zu hören, die den Raum erfüllte. Ihre Todesschuld fiel ihr lastend aufs Herz, und die Kniee wurden ihr lass vor Herzensbangigkeit. Je länger das arme Weib aber in die



Keine schlaftrunken nach, und sein Köpchen sank nieder. Da fasste sich das verzweifelte Weib ein Herz, verliess die Landstrasse und schritt querfeld und waldein. Dort wusste sie eine heimliche Stelle, wo die kahlen Buchen räumig und licht um ein stilles Wasser standen, dessen Grund seit Menschengedenken niemand hatte er-

nun gewahrte auch die Mutter eine graue Gestalt, die unbeweglich wie ein Wächter zu ihren Füßen gestanden hatte. Aber sie sah wohl, er trug nicht das Antlitz ihres toten Mannes. Gleichwohl war er gekleidet wie jener, als er mit dem Heere des Kaisers in Krieg und Elend auszog. Schon wollte das Weib den Fremden ansprechen, da sah

Züge des heimlichen Königs schaute, desto vertrauter wurden sie ihr, und sie wurde fast schüchtern, den armen Bauern so in heiliger Pracht walten zu sehen. « Es kommt ihm nicht zu », dachte sie in Herzensangst. « Er ist auf Erden hinter dem Pflug gegangen und hat erborgtes Korn in die Herrenerde gestreut ».

Der graue Führer ihr zur Seite schien ihre Gedanken wie Stimmen zu hören, denn er antwortete ernst: « Schweig' stille! Hier gilt nur die Würdigkeit und Reinheit des Herzens. Alles andere ist Tand. Die heiligen Steine der Krone leuchten über seiner armen Stirn und weihen seine Hände, dass sie würdig sind, Schwert und Reichsapfel der heimlichen Könige zu tragen ».

Jetzt gewährte das Weib in der Linken des heimlichen Königs eine schlichte erdfarbene Kugel, die er wie ein Herrscherzeichen auf seinem Knie ruhen liess. « Es ist die Handvoll Erde, die er im Todeskampf aus dem Acker zusammenballte, auf dem er verblutete », sprach der graue Führer. « Jeder der toten deutschen Soldaten trägt solche Kugel, die alsbald die Gestalt der Erdkugel annimmt, in der Linken und sein Schwert in der Rechten als ein Zeichen von Gott, dass er unser rechter Bruder und ein Wächter ist, der über die lebendige Erde gesetzt ist. Aber nun folge mir, denn du hast alles gesehen, was du begehrt! ».

Da wandte sich das arme Weib bescheiden zur Tür. Aber indem sie demütig zum Abschied das Haupt senkte, neigte sich der heimliche König zu ihr und sah ihr ins Auge. Das Weib sank in die Knie. Da reichte ihr der heimliche König einen goldenen Becher und sprach drei Worte: « Tränke meinen Knaben! ». Und er reichte ihr eine perlfarbene Muschel, in der lagen dünne Scheiben wie Altarbrod, und sprach wiederum drei Worte: « Speise meinen Knaben! ». Danach bewegte er die Hand wie zum Segen, zugleich fühlte sich das arme Weib sanft vom Boden gehoben und liess sich willenlos aus der heiligen Halle in die rosige Dämmerung des Tränen-sees zurückleiten.

Da, als sie am Ufer der weiten Flut nach ihrem Knäblein Umschau hielt und eben die Stimme erheben wollte, ähm zuzurufen, legte ihr der graue Führer seine kühle Hand mit sanftem Zwang auf die Lippen. « Stille », sagte er leise, « denn die Toten der Christnacht wollen einziehen in unser Reich. » Zugleich gewährte das Weib einen dunkeln feierlichen Zug, der sich langsam dem lichten Grunde näherte und dessen schattenhafte Gestalten von dem rosigen Lichtschein wie von Wehrauchwolken umwallt wurden. Je vier der grauen Wächter trugen schwer ausschreitend düstere Bahren, und auf jeder der schlichten Bahren ruhte still und bleich ein toter Soldat, ganz in dunkles Tannengrün gebettet und die weisse Stirn mit Tannenreisern bekränzt. In den Tannenzweigen leuchtete es hie und da, als zögen sich leichte Fäden von Weihnachtsgold hindurch, und von den fichternen Bahren schimmerten stille, friedliche Kerzen wie von Christbäumen nieder. Wo aber die Sohlen der schweigsamen Träger den Boden berührten, da hob ein heimliches Sprudeln und Rieseln an, als entspringen unter den dunkeln Füßen helle Brunnlein und Quellen, die sickernd der leuchtenden Flut zu-rannen.

Indessen hatten die Bahrtäger den Rand des Sees erreicht und setzten die kranzbeschwerten Lasten nieder. Und sobald die Flut die grünen Reiser anspülend netzte, erhoben sich die toten Soldaten von ihren Bahren und mischten sich schweigend unter die dunkle Schar der grauen Brüder. Nur an den Tannenreisern, die sich um ihre weisen Schläfen wanden, waren die Toten der Christnacht unter den anderen kenntlich.

Aber seit der Gesang aus der Herzkammer der Erde verstummt war, liess sich das heimliche Rieseln der zurin-

nenden Brunnlein wieder deutlich vernennen. Davon wurde dem armen Weibe das Herz bitter schwer, und auch ihr Knäblein rührte ein unverständnes Grauen an, dass es sich an die Knie der Mutter drängte und schmeichelnd heim begehrte. Schweigend ergriff der graue Führer die Hand des Weibes und geleitete sie von dannen. Aber indem das arme Weib den Schritt ins Dunkel zurückwandte, vernahm sie hinter sich ein unbegreiflich süßes Tönen und spürte, wie die Weiten des Sees heller als je zuvor wie in lichter, himmlischer Morgenröte erstrahlten. Ueber den schimmernden Fluten sangen die reinen Seelen ihr Lied.

Das arme Weib fühlte, wie der holde Wohlklang sie einullend umfing, halb im Traum schon zog sie ihren Knaben fester ans Herz und die Sinne schwanden ihr.

War es kurz oder lange, so erwachte sie, und als sie ihre Sinne zusammen raffte, fand sie sich mit ihrem Knäblein im Schnee am Rande des Waldwassers, in das sie ihren letzten Sprung getan zu haben vermeinte. Es wurde ihr weh ums Herz, als die herbe Erdenluft sie anwehte, und sie glaubte, geträumt zu haben. Aber mit einmal fühlte und gewährte sie in ihren armen Händen den goldenen Becher und die graue Muschel des heimlichen Königs.

Zugleich sah sie, dass die Händlein ihres Knaben von der Berührung der reinen Seelen leise und heimlich in rosigem Schimmer nachleuchteten, als umschlossen sie ein heimliches Licht oder eine holdselige Perle.

Das Knäblein aber wimmerte leise vor Frost, Hunger und Kälte. Da reichte ihm die Mutter den Goldbecher an die Lippen und atzte es mit dem Brot der Muschel. Als bald verstummte es und sein helles Gesichtchen leuchtete wie im Schein von hundert Weihnachtskerzen. Da trank und ass auch die Mutter vom Wein und Brot der Toten. Und siehe da, Brot und Wein schmeckten süß und herbe zugleich und durchströmten Leib und Seele mit wunderbarer Kraft und Frische. Weder Becher noch Muschel wurden leer und dennoch sah die Frau den Grund des goldenen Gefässes beim Trinken schimmern, und im Grunde schwamm das Bild des heimlichen Königs, wie sie ihn in der Herzkammer der Erde hatte thronen sehen. Da entsprangen ihren Augen inbrünstige Tränen der Demut, und sie betete an den Knien zu Gott, er möchte ihre Hände weihen, dass sie würdig seien, dem Knaben Brot und Wein der Toten als Nahrung des Leibes und der Seele zu reichen.

Als sie ihr inbrünstiges Gebet verrichtet hatte, blickte sie auf und gewährte

den reichen Bauern, der nicht mehr hart und stolz, sondern schüchtern und demütig vor ihr stand. Weder er noch das arme Weib fanden das Wort, das sie zueinander reden sollten. Da sprang das unschuldige Knäblein der Witwe auf den Mann zu und reichte ihm tadelnd den goldenen Becher. Der Bauer ergriff ihn und setzte ihn unter einem seitsamen Zwang an die Lippen. Da gewährte er das Bild des heimlichen Königs in der Tiefe des Bechers, und sein Haar wurde grau vor Herzensbangigkeit.

« Verzeih mir meine Härte », bat er leise nach einer Weile das arme Weib. « Ich weiss, du kommst von dem heimlichen Könige aus des Herzkammer der Erde. Denn einer seiner grauen Boten war in dieser Nacht bei mir und hat es mir gesagt. Du sollst fortan ungekränkt mit deinem Knaben in meines Mannes Hause wohnen, und ich will's euch zu eigen geben, auf dass mir Gott meine Herzhartigkeit nicht an-rechne ».

Als bald nahm er die Hände des armen Weibes und ihres Knaben und geleitete sie demütig bis über die Schwelle ihres Hauses, dass sie dort ungekränkt wohnen und Brot und Becher wie in einem frommen Tempel für Kind und Kindeskind als heiliges Erbe bewahren sollten nach dem Willen des heimlichen Königs in den Tiefen der Erde.

Die letzte Waffe

Einer jener sagenhaften asiatischen Eroberer, die wie Dschingis Khan oder Timur der Lahme grausam die besiegten Völkern ausrotteten, ein Riesenreich beherrschten, das nach ihrem Tode rasch zerfiel — einer jener gewalttätigen Männer der Vorzeit stiess während eines Raubzuges auf den ebenso sagenhaften kleinen Volkstamm der Warajeden, den er nicht kannte, den er bei dem Befehl an seine Feldherren zum Weitermarsch, zum Sichern der Spitze und der Seiten der Heereszelle gar nicht beachtete, als sei in den Gebirgspässen vor den sich über die Strasse heranwälzenden Kriegerscharen überhaupt kein Hindernis zu erwarten.

Aber als die ersten Lanzenräger und Reiter der Khans die sich zwischen Felsen verengenden, rechts und links von Wandteilen oder Abgründtiefen begleiteten Pfade, Schriemwege, spitzen Kehren des Warajedengebietes betraten, sausten, polterten, zischten Steinschläge auf sie herab, die jedes Weiterkommen unmöglich machten. Es nützte auch wenig, dass der aufbrausende Khan den Unterfeldherrn, zu dessen Truppe die Herresspizze gehörte, enthaupen liess.

Dem nächsten Unterfeldherrn gelang der Einmarsch in das Gebirge ebenso wenig. Der Grossherr musste sich dazu entschliessen, in der Ebene vor dem Ufer des Flusses — eine unübersehbare Leinwandstadt — aufzuschlagen und die besten seiner Soldaten, die Kletterer vor allem, aber auch Schleuderer und Pfeilschützen, abseits der Wege in das Gebirge eindringen zu lassen. Aber auch sie kehrten, nachdem viele von ihnen in Schluchten gestürzt oder plötzlich in Hinterhalte der kühnen Feinde gefallen, eine sehr gelichtete Schar, unverrichteter Dinge zurück. Masslose Wut ergriff den Grossherrn; er liess einen Wahrsager, weil er nicht rechtzeitig gewarnt, und sonst noch ein paar beliebige Leute seiner Umgebung, auf die gerade sein Blick fiel, pfählen. Aber dann sandte er nach Sü-

den und Norden Abteilungen aus, die feststellen mussten, ob man das Gebirge nicht umgehen, damit auf leichteren Wegen den Feind einschliessen und vernichten könne. Denn die Vernichtung der Warajeden war jetzt beschlossene Sache. Hier durfte keine Sperre sein. Hinter diesem Gebirge lag ja sagenhaftes Land, zu dem der Zugang aufgebrochen werden und offen bleiben musste: ein Land, von dessen Schätzen und Gefahren — was beides den wilden Eroberer lockte — die fabelhaftesten Gerüchte gingen.

Der Plan der Umgehung und Einschliessung schien, wenn auch unter schweren Verlusten gerade der kühnsten Gebirgstruppen, zu gelingen. Die Warajeden wurden in flacheres Hinterland gedrängt. Die gescheiterten der Mongolenbefehlshaber rechneten sich schon aus, wenn man alle Männer getötet und die letzten Frauen und Kinder als Sklaven in den Tross würde eingestellt haben.

Da sandten die Warajeden einen Unterhändler an den Flusslauf, den die Truppen des Khans noch nicht überschritten und dessen schwanke Gras-seilbrücken die Warajeden abgehauen hatten. Der Bote rief seinen Auftrag, die Frage um Friedensbedingungen, mit laut tönender Stimme über das rauschende Wasser. Er bekam die Antwort, dass erst einmal der abgeschnittene Kopf ihres Häuptlings dem Grossherrn zu überbringen sei; alles andere würde sich dann finden. Das war nichts als Verachtung und Hohn!

Wie erstaunten die Wachen des Eroberers, als sich einige Tage später, nachdem der Kampf weitergegangen und der Ring um die sich tapfer wehrenden Warajeden wieder ein Stück enger gezogen war, mit dem Morgendämmern ein Abgesandter einfand, der einen Sack in der Hand trug: er bringe den Kopf ihres Häuptlings und begehre, vor den Khan geführt zu werden.

Der, von seinen Feldhauptleuten umgeben, auf einem aus Pferdeknöcheln gefügten Thron sitzend, empfing unter wildem Hohnlachen den Boten im Zeit und verlangte, den Kopf zu sehen, den er sodann bei den zu Zöpfen geflochtenen Haaren packte und schrie: « Wie willst du mir dertun, dass das auch wirklich eures Königs Haupt ist und nicht das eines beliebigen Sklaven? ». Der Bote erlebte und wankte, selbst knieend, dass die Leute des Khans, die ihm nahe standen, schon glaubten, Angst würdte ihn, weil der Grossherr die List der Warajeden richtig erkannt — und drohten ihm mit den Säbeln. Da hob der Mann zur Antwort, obwohl weiter zitternd und schwankend den rechten Arm und murmelte mehr als er sprach, die Worte mühsam hervorbbringend: « Dein Verdacht irr nicht, grosser Khan, wir haben den Kopf aus dem Land hinter unseren Bergen geholt, wo du hin willst, dem Land der Schätze und Gefahren. Es ist der Kopf eines Pesttoten! ».

Ein Entsetzensschrei entfuhr den mongolischen Kriegern, die den Knieenden auf seine ersten Worte hin an Arm und Schultern gepackt hatten. Jetzt wichen alle weit ab, dass der Kopfbringer auf leerem Fleck allein kniete. Mit Anstrengung hob er seine Stimme: « Euer Zurückschwinden rettet euch nicht. Ihr berührt mich, der ich wie das Haupt die Pest mit mir trage. Und noch fünf meiner Genossen sind dort mit mir zu euren Zelten gekommen und haben nicht minder die Pest im Gewande. Vielleicht gehen wir Warajeden, wie ihr gewollt, zugrunde. Aber ihr mit! » — und schrie es heiser und hasserfüllt aus bebender Kehle nochmals: « Ihr mit! ». Damit sank der pestkranke Bote um.

Der eilig begonnene Rückzug rettete den mächtigen Khan und sein Heer nicht vor der furchtbaren letzten Waffe des kleinen Volkes. Indem es sein eigenes Leben einsetzte, riss es den Völkermörder in wenigen Tagen zu Boden und ins Grab.

WILHELM VON SCHOLZ

Weihnachten bei Goethe

Das wir in Deutschland Weihnachten mit dem Lichterbaum feiern, hat sich erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts als allgemeine Sitte eingebürgert. An der Ausbreitung dieses Brauches, der uns heute als selbstverständlich erscheint, hat unter anderen Motiven, aus denen das Weiterleben mythologischer Vorstellungen über die Jahrtausende ersichtlich wird, auch eine Stelle in Goethes « Werther » einen nicht zu unterschätzenden Anteil, da sie den Lesern des viel verbreiteten Buches Lust machte, nun auch ihrerseits nicht nur Leuchter und Lichterpyramiden, sondern einen lebendigen Tannenbaum zur Weihnachtsfeier in den Mittelpunkt der Bescherung zu stellen, worin zugleich das nahe Verhältnis der Goethezeit zur Natur zum Ausdruck kommt. Die betreffende Stelle lautet:

« An demselben Tage, als Werther den zuletzt ein-

indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, Sie sollen auch besichert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind; ein Wachsstockchen und noch was ».

Aus der Beschreibung scheint hervorzugehen, dass Goethe in seiner Jugend den Weihnachtsbaum bereits kannte, während mitunter vermutet wird, er habe von der Sitte erst als Strassburger Student erfahren, da sie im Elsass seit dem 17. Jahrhundert nachzuweisen ist. In « Dichtung und Wahrheit » sowie im « Wilhelm Meister » erfahren wir vom Baume nichts, wir erfahren nur, dass am Weihnachtsabend als Bekrönung der Bescherung den Kindern eine Aufführung veranstaltet wurde: es ist eine Aufführung in dem heute noch vorhandenen Kindertheater, das die Grossmutter den Enkeln geschenkt hatte und das so grosse Bedeutung für Wolfgang gewann. Das Theater war so eingerichtet, dass es in die Tür der Wohnstube links vom Hauseingang eingefügt werden konnte, und dass die Kinder im Flur als Zuschauer sassen.

« An einem Weihnachtsabend », so heisst es in « Dichtung und Wahrheit », « setzte sie allen Wohltaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorspielen liess und so in dem alten Hause eine neue Welt erschuf. Dieses unerwartete Schauspiel zog die jungen Gemüter mit Gewalt an sich; besonders auf den Knaben machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine grosse, langdauernde Wirkung nachklang ».

Auch in « Wilhelm Meisters Lehrjahre » hat Goethe im zweiten Kapitel diese Szene ausführlich beschrieben und deutlich bekundet, dass sie ihm mehr Eindruck gemacht habe als der Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke. Für Weihnachtsgaben war dabei gerade in Frankfurt auf das beste gesorgt, denn die Messestadt hatte den Brauch des Christmarktes besonders behaglich ausgebildet, wobei in « Weihnachtsbuden » Spielzeug und Zuckerwerk zum Beschenken der Kinder feilgeboten wurden. Goethe spielt in seinem Märchen « Der neue Paris » darauf an.

An sich war das Weihnachten der Goethezeit durchaus ein Fest der Kinder, die ihren Vorrat an Spielsachen an diesem Tag geschenkt bekamen. In seiner Vorrede zu « Das Neueste von Plundersweilern » (1816) erwähnt Goethe ausdrücklich, dass der Brauch, auch Erwachsene zu Weihnachten zu beschenken, als etwas Neues von der Herzogin Anna Amalie eingeführt wurde, ihm also bisher noch nicht vertraut war:

« Herzogin Amalia hatte die gnädige Gewohnheit eingeführt, dass sie allen Personen ihres nächsten Kreises zu Weihnachten einen heiligen Christ beschenken liess. In einem geräumigen Zimmer waren Tische, Gestelle, Pyramiden und Baulichkeiten errichtet, wo jeder Einzelne solche Gaben fand, die ihn teils für seine Verdienste um die Gesellschaft belohnen und erfreuen, teils auch wegen einiger Unarten, Angewohnheiten und Missgriffe bestrafen und vernähnen sollten ».

Als Goethe und der Weimarer Kreis der Herzoginmutter eine Gegengabe machen wollten, rüsteten sie sich Weihnachten 1781 zu einer Aufführung: Goethe liess nach seiner Erfindung und seinem Entwurf durch seinen Landsmann, den in Weimar tätigen Maler Kraus, die bekannte Aquarellzeichnung vom Jahrmarktsfest zu Plundersweilern herstellen und veranstaltete zur Erklärung des Bildes eine Aufführung, die an den Stil der Bänkelsänger erinnerte.

Wie die Herzoginmutter, so hatte auch Frau Aja ihre Freude am Schenken. Sie hat den Kindern ihrer Tochter Cornelia und deren Stiefgeschwistern, « ihren lieben Enkelins », Louise, Julie, Henriette und Edouard Schlosser, alljährlich Christgeschenke aus Frankfurt geschickt: « Mein Wunsch ist es im-



Weihnachten zur Goethezeit.

mer, Euch meine Lieben Freude zu machen — und wenn dieser Zweck erreicht wird, fühle ich mich sehr glücklich ». Goethe selbst hat zu Weihnachten, dem Brauch der Zeit entsprechend, Zuckerwerk verschenkt, Wir wissen es aus dem Sonett an Minna Herzlieb:

Mein süßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
Gar mannigfalt geformte Süßigkeiten,
Die Früchte sind es heiliger Weihnachtszeiten,
Gebackne nur, den Kindern auszuspenden.

Wir wissen es auch aus dem Gedicht, das er am 25. Dezember 1815, der Charlotte von Steins wie seines Sohnes August Geburtstag war, der Freundin schickte:

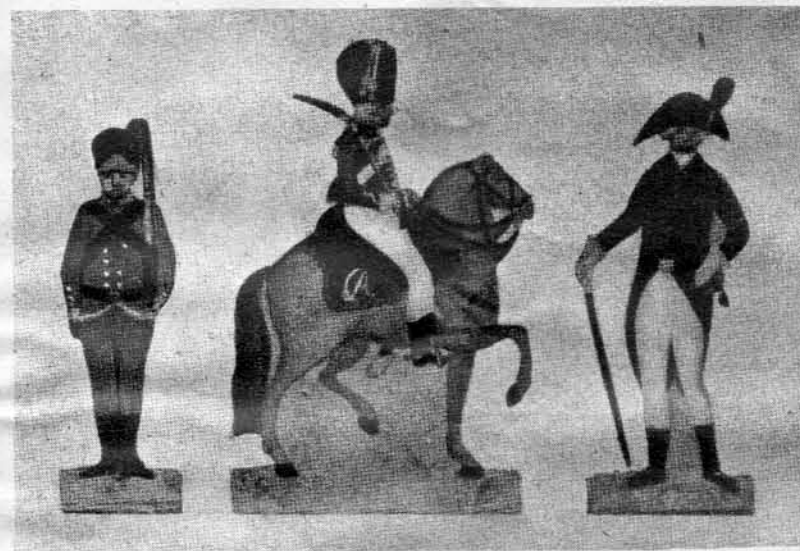
Dies gibt in tiefer Winterszeit
Mit einigem Zucker dich zu grüssen...
Erwünschteste Gelegenheit,

Frau Rat hat von Frankfurt aus « Das Christkindlein » in das Haus am Frauenplan gesandt, und zwar nicht nur für ihren Enkel August, sondern auch für dessen Mutter Christiane Vulpius. Sie hat ihre Geschenke mit köstlichen Briefen begleitet und hat auch alljährlich Goethes Schützling, Charlotte von Steins Sohn Fritz, mit Gaben reich bedacht — einmal so reichlich, dass Fritz Steing gar nicht fertig ausgepackt hat, wie sie zu ihrer Enttäuschung aus seinem Dankesbrief bemerken musste.

Goethe selbst hat Weihnachten als ein Fest der Kinder angesehen. Wilhelm Grimm hat das empfunden, indem er gern erzählte, Goethe habe oft den Vers wiederholt:

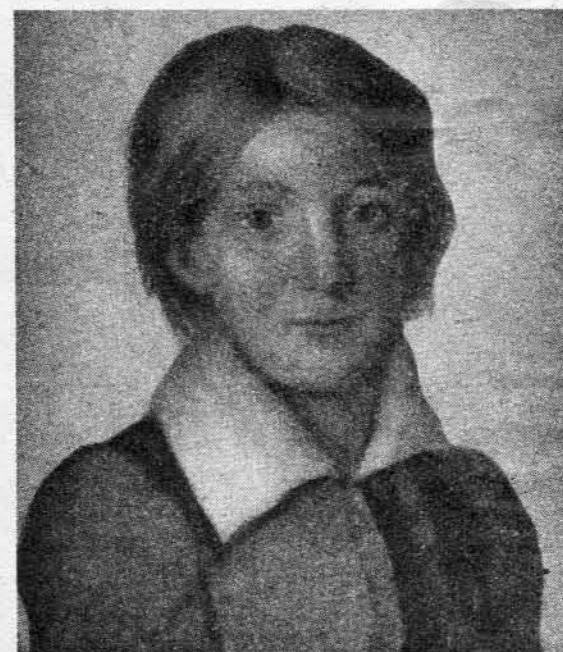
Weihnachten, Weihnachten,
Du warst der Kinder Freude,
Die noch im Traume lachten.

In der ersten Weimarer Zeit hat Goethe den Weihnachtsabend gesellig bei der Herzogin Anna Amalia oder bei der herzoglichen Familie verbracht;

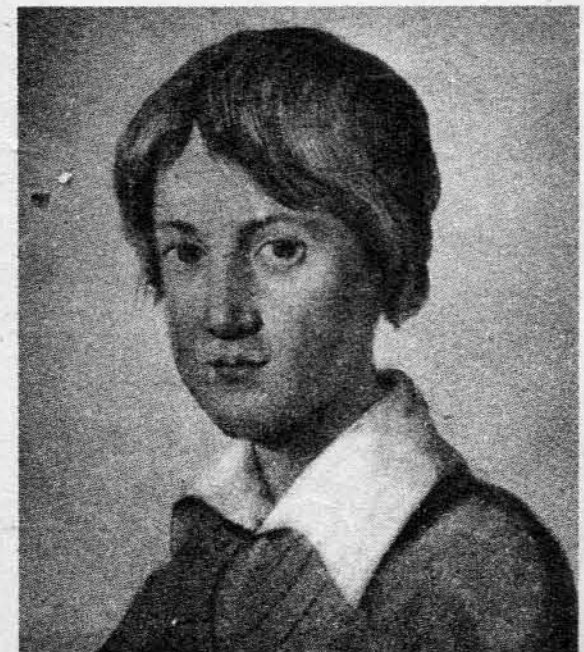


Weihnachtsspielzeug für Goethes Enkel.

geschalteten Brief an seinen Freund geschrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er abends zu Lotten, und fand sie allein. Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke zu-rechtgemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Tür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung setzte. — Sie sollen, sagte Lotte,



Goethes Enkel Walter von Goethe.



Wolfgang von Goethe.



Der Weihnachtsabend ist vor allem ein Kinderfest mit Bescherung, das besonders in den germanischen Ländern gefeiert wird. Das fröhliche Treiben an diesem Tage schildert Jan Steen in diesem Bilde.

nach seiner Vermählung mit Christiane war er am Heiligen Abend bei der Hofrätin Schopenhauer, gern aber verbrachte er den Abend allein in stiller Beschaulichkeit. Als seine Enkel heranwuchsen, ging er abends aus seinem Arbeitszimmer herüber zur Weihnachtsbescherung, wo er aber nur kurze Zeit verweilte. Sein Tagebuch verzeichnet ausdrücklich «nachts für mich», wobei «nachts» nach damaligen Sprachgebrauch die Zeit ab acht Uhr abends bedeutet. Kennzeichnend ist die Eintragung vom Jahre 1821: «Abends grosse Weihnachtsbescherung, ich blieb aber für mich. Späterhin die Kinder, sodann mein Sohn; Gespräche über den Zustand des Bauwesens, besonders auch über russische Oefen».

Im Maskenzug des Jahres 1818, der sechs Tage vor dem Weihnachtsfest zu Ehren der damals in Weimar zu Besuch weilenden Zarinmutter aufgeführt wurde, lässt der Dichter eine weihnachtliche Gruppe auftreten, wobei der Dezember als Mutter mit zwei «Weihnachtskindern» erscheint.

Der Weihnachtsbaum war mütterlich geschmückt,
Die Kinder harrten mit Verlangen,
Und das Ersehnte wird herangerückt,
Das holde Fest wird glanzvoll früh begangen.

Sein schönstes Weihnachtsgedicht hat Goethe im Jahre 1822 für die Enkelkinder des Grossherzogs Karl August geschrieben, worüber er selbst folgendes erzählt: «Als der Fürst bei der Christbescherung seiner teuren Enkel gegenwärtig war, überreichten sie ihm ihrerseits mit obigen zwei Strophen eine Sammlung Gedichte auf die Gründung der neuen Bürgerschule, im Namen sämtlicher Jugend».

In der ersten Strophe des Gedichts ist die Weihnachtsstimmung der Goethezeit strahlend festgehalten:

Bäume leuchtend, Bäume blendend,
Überall des Süsse spendend,
In dem Glanze sich bewegend,
Alt und junges Herz erregend —
Solch ein Fest ist uns bescheret,
Mancher Galen Schmuck verehret;
Stauend schau'n wir auf und nieder,
Hin und her und immer wieder.

Fast ein halbes Jahrhundert war vergangen, seit Goethe zum erstenmal in Weimar Weihnachten gefeiert hat, in den ersten Jahren offenbar höchst unchristlich, wie eine Tagebuchnotiz vom Jahr 1776 bekundet: «Nachts Christbescherung, Würfelspiel». Inzwischen war der Brauch, nicht nur Kerzen und Lichterpyramiden, sondern auch Tannenbäume zum Weihnachtsfest anzuzünden — nicht zuletzt, wie wir sahen, durch Goethe — in Deutschland allgemein verbreitet. Als Illustrator der Klassikerzeit hat Chodowiecki das Seine dazugetan, die Weihnachtsbescherung darzustellen, auch hier als ein häusliches Fest, das den Kindern bereitet wird.

Goethe schickt «zum heiligen Christfest» Kunstwerke, wie die Mappe mit radierten Blättern nach seinen Zeichnungen, an Willemsers. Ein besonders schönes Christkind bereitet er Marianne Willemer 1820, als er ihr sorgsam in einer Schachtel verpackt, eine bunte Tasche mit einem kostbaren Taschentuch und einem Glas mit Wohlgerüchen sendet. Marianne dankt in einem Brief, dessen weihnachtliche Stimmung ihr schönes Wort bestätigt: «So werde ich jedes Christfest wieder zum Kinde». Für Goethe war Weihnachten zum Fest der Enkel geworden, die sich am «Zuckerbaum» erfreuten. Wie er ihre Festfreude auf seine Weise in geordnete Bahnen lenkte, können wir seinen Tagebucheinträgen entnehmen. Daraus erfahren wir, dass er eine «bleierne Jagd», Zinnfiguren also, wie wir sie heute noch in Sammlungen finden, «secretierte» und die Enkel nur unter seiner Aufsicht in seinem Zimmer mit ihr spielen liess. Es sind auch — im Erfurter Museum und im Besitz des Verfassers dieser Zeilen — Pappfiguren Weimarer So'daten erhalten, mit denen die Enkel gespielt haben, aquarellierte Originale, die wohl auch eine Weihnachtsgabe darstellen. Die Grossmutter mütterlicherseits, Frau von Pogwisch, hat sie vor der Vernichtung errettet.

In solchen Stücken lebt — wie in Gedichten und Schilderungen Goethes, wie in den Briefen seiner Mutter und der Marianne Willemer — die Erinnerung an Weihnachten als ein Fest der Freude, das noch im Traum die Kinder lachen liess.

ERWIN REDSLOB

eine frau, die man wie vergisst

Das war, als ich mich in Berlin aufhielt. Es versteht sich von selber, dass ich mich als ärmlicher Jüngling aus der Fremde auf die Museen mit freiem Eintritt warf. In ihnen fühlte ich mich auch sonst weitaus am wohlsten; in den eleganten Gassen kam ich mir in meiner Toppelkluft ein bisschen schäbig vor — ich hatte ja auch die halbe Mark Brandenburg unter den Tretern gehabt.

Es war also in den Sälen der alten Griechen und Römer, da stürmte es auf mich ein: ... Wie lang vergangen das blühende Fleisch, das dem ewigen Marmor zum Vorbild gedient, den Schönheitsraum des Künstlers erregt hat! Du vollkommener Leib der Grazie, unwahrscheinlich schön — wer dich erschen könnte, an deinem Zauber sich weiden, deine Wirklichkeit nur einmal fühlen! —

Indem ich mir diese Wirklichkeit lebhaft vorstellte, verschoss ich mich ordentlich in das unbekanntebekannte Urbild. Ja... ich sah mich um, ich hielt den Atem an und lauschte nach den Nebensälen. Ich sah nichts Lebendiges, ich hörte keinen Laut. Ich konnte es wagen.

Augen zu — und mit den Fingern, mit den fühlbaren inneren Handballen, mit dem Handinnersten den kühlen Leib gefühlt, diesen unglaublichen Bug, diese fremde Rundung.

Als ich die Augen aufschlug, erschreckte mich eine Erscheinung — ich zwinkerte und riss die Augen so weit als möglich auf — da sah ich, unverkennbar, dass ich von einem Mädchen beobachtet worden war. Das stand einige Schritte weiter neben einem grossen Bildwerk, dahinter es zuvor in stummer Anschauung verweilt hatte, und lächelte.

Mich überlief es heiss, ich schluckte und dabei blieb mir wohl der Mund offen.

Das Mädchen, eine vornehme Erscheinung, beherrschte den Augenblick viel besser als ich, doch schien auch sie nicht frei von Verlegenheit, mochte sie auch nur ob meiner vielen Verlegenheit verlegen sein. Sie aber tat das Klügste, was in solchen Augenblick zu tun war: sie lachte. Und sagte: «Da sieh mal, was für feine Geniesser unsere Rauhorste sind!» Ich stand da als ein Esel, auch trat mir, wie es mir leicht geschieht, ein Schweisslein auf die Stirne. Mit vielen Worten, deren ich mich nicht mehr entsinne, weil sie auch keineswegs im einzelnen bedacht waren, stammelte ich etwas von den rein sachlichen Gründen meiner Hantierung.

«Ach, Sie sind wohl Kunstgeschichtler?» fragte sie sehr teilnahmsvoll, aber immer noch mit einem

feinen Lächeln (soweit der Teufel fein lächeln kann).

Ich sagte: «Jawohl», denn ich scheute in diesem Augenblick die Lächerlichkeit der Feststellung, dass ich Plastiker sei.

«Die holde Folge war, dass sie, «ebenefalls» eine Studentin der Kunstgeschichte, mich unter ihre Fittiche nahm (soweit der Teufel Fittiche hat) und den Vetter aus der Provinz, wie sie mich nannte, durch das Reich der Museumsinsel führte.

Ich tummelte mich als Fachmann der Kunstgeschichte, um Unbefangenheit zu gewinnen. Im Uebereifer mochte ich mich verdächtig gemacht haben; denn auf einmal war wieder dieses Lächeln da, ganz anders als ihr Lächeln zuvor, und immer öfter lachte sie aus offenem Munde.

Dann ruhten wir uns aus, und ich musste ihr von mir und daheim, aus Prag und aus Böhmen, erzählen, was ich sehr gern tat.

So zwischendurch fragte sie, ob ich nicht gute Kleider mithabe, für den Abend.

Ich wurde rot.
«Sie sind halt doch ein kleiner dummer Junge». Ich wurde noch mehr rot. Sie lachte hell auf.

«Dann heisst es eben weiter akademische Pfade wandeln», sagte sie.

Sie war auffallend schöner Gestalt und nicht gerade so angezogen, als ob sie dies verbergen wollte. Ja, sie war schön! Aber zwischen dem braunen Scheitel, der vollkommenen Stirn, den gross überjochten Augen und dem Halse, der schön war wie sein Lachen, da, dazwischen stimmte was nicht, nein! — Ich kam nicht gleich dahinter, was ihr Gesicht verunschönte. Da fiel mir auf, wie reizend es beim Lachen wurde, wenn die Lippe sich über die grossen, schimmernd schönen Zähne hob, und ich merkte, dass sonst zwischen Mund und Nase zuviel Platz vorhanden war. Sie wusste es natürlich, was sie ganz schön machte, und darum lachte sie bei jeder Gelegenheit, aber immer nur bei passenden; und die schaffte sie häufig selber. Die «Kollegin» führte mich durch die Galerie des Kaiser-Friedrich-Museums, und als sie meine Anteilnahme an der nationalen Geschichte bemerkte, ins Zeughaus. Und weil ich lebhaft Anteil nahm am Eisenhut des Grossen Kurfürsten und an der Einrichtung des Tabakkollegiums, führte sie mich auch noch in das Alte Palais und zeigte mir alles und selbstverständlich das historische Eckfenster, an dem sich der Kaiser Weissbart den Berlinern zu zeigen pflegte, und als ich in diesem Arbeitszimmer des alten Kaisers mit Wohlgefallen und Staunen von einem Bildnis einer schönen Frau zum anderen blickte, lächelte meine Führerin recht anzüglich: «Auch dieser Brave ist ein feiner Geniesser gewesen. Selbstverständlich auch nur in der Kunst».

O, so viele schöne Dinge, und zu allem eine solche Führung! Und immer ihre Freundlichkeit und ihr Lachen, und in lauter Freude, die ich ihr natürlich nicht näher erklärte und ihr wohl auch nicht zu erklären brauchte! —

Wir verabredeten uns für den nächsten Tag.

Das Urbild der Grazie machte an diesem zweiten Tag Vorschläge nach einem kleinen Büchlein, in dem verzeichnet stand, wann der Besuch da und dort nichts kostete. Ich nahm jeden ihrer Vorschläge ohne weiteres an und schliesslich auch ihre Einladung zu Aschinger; denn sie sagte, ihr Wechsel in Rentenmark gestatte das, und ich würde gewiss Auslagen genug haben auf einer solchen Fahrt, und wenn der Fall umgekehrt wäre, dann könnte ich mich darauf verlassen, das sie annähme.

Und so zwischen Suppe und Gemüse sagte sie, indem sie mir ernst, aber freundlich ins Gesicht schaute: das sei ganz hübsch gewesen, diese beiden Tage, aber nun müsse sie sich wieder zu ihren Büchern setzen, denn deswegen sei sie dageblieben, obwar sie Ferien habe; und dazu noch einen gewichtigen Grund, in diesem Semester abzuschliessen, und man dürfe nicht handeln lassen an dem, was sein müsse.

Ich wurde wehmütig von dieser Feststellung, aber ich zwang mich zu guter Art und brachte mühsam hervor: «Werden Sie mir Ihre Anschrift geben?»

Sie schüttelte den Kopf und lachte. Ich biss auf die Lippen. «Also nicht — bitte».

Ihre Hand glitt in raschem Streicheln über die meine. Sie sagte mit liebem Ton: «Wir gehen noch einmal ins Alte Museum. Ja?»

Also gingen wir. Ich hatte keine Eile, denn ich ahnte, dies würde der Abschied sein. Das Mädchen war mit der besinnlichen Gangart einverstanden. Und als wir die Stufen emporstiegen, im

ewigen Angesicht der jonischen Säulen fing das Mädchen mit einer schier fremden Stimme an:

«Ja, es ist schon wegen meiner Arbeit, dass wir einander Ade sagen müssen, aber nicht bloss deswegen. Ich will in diesem Semester fertig werden, um... also um zu heiraten. Ich bin seit Jahr und Tag verlobt, und wir warten schon auf die Hochzeit».

Mir ging der Atem schwer über die Stufen. In der Vorhalle fasste sie mich unter, und wir traten noch nicht ein, sondern wandelten auf und ab.

«Es wird immer wieder leicht Ernst aus junger Leute Dummheit, und darum muss klar gemacht sein und rechtzeitig aus. Aber ich bin für das Sinnige, und deshalb sind wir wieder da. — Ich werde ihm sagen: Mein Herz hat wieder mal einen kleinen Schmiss. Du bist so lang und hell, und ich kann neben dir nichts anderes sein als die Liebste. Aber da war einer, der war gar nicht so elegant, nicht so hell, eher ärmlich, und schien ein wenig leidend, sei es auch nur an Sehnsucht, und er war fremd in Berlin — den konnte ich bemuttern, und davon ist mir doch warm geworden, werde ich sagen. Also sieh demnächst zu, dass meine Mutterinstinkte nicht so gefährlich brach liegen, sage ich zu ihm, und da wird er schon wieder fröhlich mit mir umgehen...»

Mir war siedheiss auf mehrererlei Art, und ich wollte hilfeheischend nach des Mädchens Schönheitsfehler blicken, aber da verschwamm mein Blick vor Wehmut. «Schneuzen Sie sich, liebe Freund!» sagte sie sehr bestimmt, und da lachte ich mit ihr und wurde fester.

Wir gingen hinein. Wir standen wieder bei der Grazie. Meine Begleiterin flüsterte, weil noch andere Leute da waren.

«Da denken Sie nun, lieber Freund, das sei man bloss eine Phantasie gewesen unter den hübschen Marmordamen, es sei Ihnen was durch den Kopf gegangen, nicht wahr, und Sie wären noch gar nicht fortgewesen...»

«Ich kann nicht viel denken», sagte ich.

«Doch, doch, Sie müssen so denken!» sagte sie.

«Und dankbar müssen Sie sein für das Erlebnis eines Augenblicks. Ja doch, das muss man! Viel weniger unbescheiden muss man sein und viel dankbarer!...»

Gut, also ich würde so denken. Ja gewiss, man soll nicht unbescheiden sein. Aber, musste ich feststellen, du zögerst ja auch noch, meine Liebe.

Sie passte aber bloss ab, bis wir allein waren. Dann sicherte sie genau so wie ich am vorvorigen Tage.

Und dann trat sie nahe an mich heran, dass ich den leichten Druck ihrer Brust fühlte, und sie bot mir ihren Mund, und unsere Lippen waren atmend und andächtig aufeinander, und ich fühlte ihren Leib bis zu den Knien.

Und Lippen und Leiber lösten sich, denn es schlugen schon wieder Schritte und Stimmen auf.

Sie flüsterte: «Ich bitte Sie, bleiben Sie noch da! Und leben Sie recht wohl!»

Und sie wandte sich in ihrer entschiedenen Art und verliess den Saal, ohne zurückzuschauen, und ich lauschte zwischen dem Trommeln des Blutes und der leichten Flucht von Damenschuhen. Ja, du Urbild, bis auf ein bisschen Lippe, ich habe dich erschen... ich habe mich an deinem lebendigen Zauber geweidet, an diesen Kniekehlen, an diesen vollkommenen Ellbogen, an diesen Schultern an dieser unverkleideten jungen Brust... und ich habe deine Wirklichkeit erfühlt... einmal, nur einmal — doch einmal... weicher als Marmor und wärmer...

Berlin hatte für mich keine Sehenswürdigkeit mehr. Ich verliess die Stadt und schonte den Rest meiner Groschen nicht, um rasch nach Prag zu gelangen. Und je weiter ich von Berlin kam, desto schöner erschien mir der Leib jenes Mädchens, desto lieblicher seine klare Seele, desto süsser, süchtiger fühlte ich ihren Kuss, desto reuiger nur den einen. Je weiter ich von Berlin kam, desto kürzer wurde sozusagen die Oberlippe, sie brauchte nicht einmal mehr die herrlichen Zähne zu enthüllen.

O, was konnte ich lachen mitten in der tausenden Fahrt!

Und wie konnte ich elend werden und eifersüchtig!

Ich schleppte mich wochenlang mit dem Pfeil, und konnte aufjauchzen, weil mir das Grösste geschehen war, was uns geschehen kann: weil ich das Leben erlebt hätte im Edelsten, was wir können, im Verzicht.

Und immer mehr wurde es Freude, dass mir in dem grossen Babel eine begegnet war, die mich nicht bloss das Weib begehren, sondern auch an das Weib glauben liess, glaubhaft gerade in ihrer Weiblichkeit, ohne den theatralischen Schild der Tugend. W. PLEYER



Die Braut der Soldaten

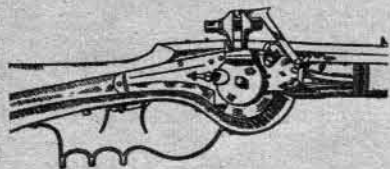
Aus der Geschichte des Gewehrs

Der Schusswaffe kam vom 16. Jahrhundert an eine allmählich immer mehr gesteigerte Bedeutung zu; die Schützen, zu Anfang dieses Jahrhunderts nur etwa ein Zehntel der Gesamtzahl des Fussvolkes, betragen in seinen letzten Jahrzehnten die Hälfte oder noch mehr. Voraussetzung einer bedeutenderen Entwicklung dieser Waffengattung war die Erfindung des *Luntenschlosses*, der ersten mechanischen Abzugsvorrichtung. Das Gewehr liegt im Gewehrschaft, der hinten in den verbreiterten Kolben endigt. Durch einen Druck auf den Abzug würde der durch eine Feder aufrecht gehaltene Hahn mit der eingeklemmten glimmenden Lunte auf die neben dem nun seitlich angebrachten Zündloch liegende Pfanne niedergedrückt. Das in die Pfanne geschüttete



«Zündkraut», ein fein gekörntes Pulver, entzündete sich und schlug durch den Zündkanal in das Innere des Rohrs, um die Pulverladung zur Explosion zu bringen. Der über dem Dorn geschmiedete Lauf des Gewehrs, am unteren Ende mit der sogenannten Schwanzschraube geschlossen, ruht in dem meist aus Nussholz gefertigten Schaft, der in einer Form

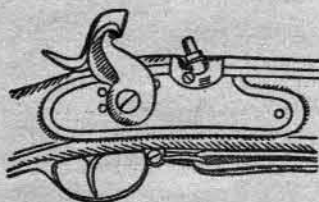
charakteristisch verändernden Kolben endet. Gestreckt kantig im ausgehenden 15. Jahrhundert, entwickelt er sich über den gekrümmten «Kuhfuss» und den leicht abwärts geneigten Musketenschaft zum französischen, flaschenförmigen Kolben der Mitte des 17. Jahrhunderts, der sich kaum verändert bis heute erhalten hat. Sein verhältnismässig einfacher Mechanismus sicherte dem Luntenschloss jedoch anderen fortgeschritteneren Schlosskonstruktionen wie dem Rad- und Schnappschloss gegenüber trotz mancher Nachteile lange Geltung; erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde es durch das wesentlich zuverlässigere Steinschloss endgültig verdrängt.



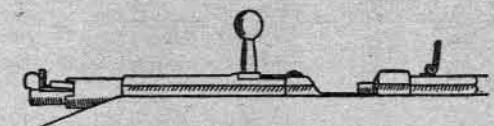
Im Dreissigjährigen Krieg hatte ein Teil der leichten Reiterei als Schusswaffe den *Radschlosskarabiner*, den man am Bändel durch Haken angehängt mitführte. Der Haken wurde an einer langen Gleitschiene am Karabiner eingehakt, so dass man diesen unausgehakt bedienen konnte. Nach ihrer Waffe hiessen die Reiter Karabinierer oder Bändelreiter.



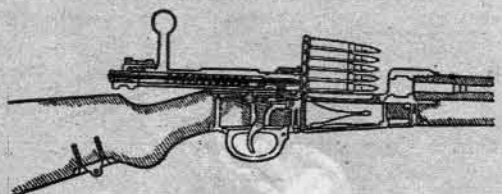
Im siebzehnten Jahrhundert sind etwa zwei Drittel des Fussvolks mit der Muskete ohne Gabel bewaffnet. Das alte Luntenschloss muss nach und nach dem neuen *Batterieschloss* weichen. Neben manchen Verbesserungen im Abzugsmechanismus liegt die wesentliche Neuerung darin, dass auf dem Pfannendeckel senkrecht eine glatte Fläche aufsteht, an der nunmehr in den Hahn eingespannte Feuer- oder Flintstein im Herabschnellen den Funken schlägt. Eine wesentliche Erleichterung des Schiessens brachte das seit 1831 verbreitete *Perkussionsgewehr*. Der bisher gebrauchte Feuerstein ist dabei durch das Zündhütchen ersetzt, das aus einer kleinen kupfernen Kapsel besteht, die mit leicht entzündlichen Chemikalien gefüllt ist und schon durch einen scharfen Schlag zur Explosion gebracht werden kann. Das Zündhütchen wurde auf den röhrenartig nach aussen verlängerten Zündkanal, das Piston, aufgelegt und dann durch den niederschlagenden Hahn entzündet, wobei die Flamme in den geladenen Lauf schlug. Der Schütze sah sich auf diese Weise von der Witterung unabhängig.



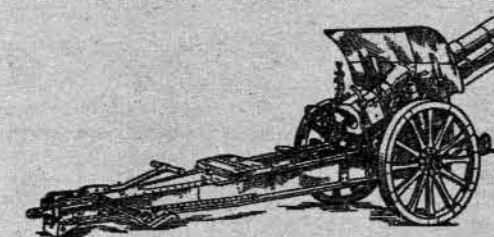
Noch wichtiger war das in Preussen seit 1841 eingeführte *Zündnadelgewehr*, in dem die seit vier Jahrhunderten gestellte Frage nach einem zuverlässigen Hinterlader endlich eine Lösung gefunden hatte. Der Lauf wird hinten mit der beweglich darin liegenden Kammer verschlossen,



sen, die beim Spannen und Laden mittels des Kammerknopfes nach hinten zurückgezogen wird. In den so geöffneten Lauf legt man die Patrone, die in einer Papierumhüllung die ganze Ladung enthält. Beim Abfeuern wird durch den Abzug eine lange, spitze, in der Kammer liegende Nadel gelöst und schnell durch Federkraft nach vorn; die Nadel fährt durch die Patrone und bringt durch Reibung deren mit leicht entflammaren Chemikalien gefüllte sogenannte *Zündpille* zur Explosion, wodurch sich die dahinter gelagerte Pulverladung entzündet.



Schon gleich nach Beendigung des Krieges 1871 setzten abermalige Bemühungen um die Verbesserung der Bewaffnung ein, die während des ganzen Zeitraumes bis zum Weltkrieg lebendig blieben. Ihre Folge war zunächst die Einführung des *Mausergewehrs* M 71, mit 11 mm Kaliber, Schlagbolzenzündung und Metallpatrone. Auf dem



Wege stetiger Verbesserung folgte das Gewehr 71/84 mit 11 mm Kaliber und Vorderchaftsmagazin, dann das mit Mittelschaftsmagazin ausgestattete Gewehr 88. Die Verwendung rauchschwachen Pulvers ermöglichte nunmehr die Einführung eines Mantelgeschosses und damit des kleineren Kalibers von 7,9 mm; von Vorteil war, dass die Zahl der vom Mann mitzuführenden Patronen auf 150 erhöht werden konnte. Dieses Modell wurde ein Jahrzehnt später durch das heute noch gebrauchte Gewehr 98 abgelöst.

Der Student von 1809

Historie von Karl Springenschmid

In den geschichtlichen Aufzeichnungen über die Kämpfe der Tiroler gegen die Armeen Napoleons kommt an verschiedenen Stellen, scheinbar unabhängig voneinander, eine merkwürdige Wendung vor. Immer wenn in dieser wildbewegten Zeit grosse Dinge zu entscheiden waren und die Sache der Tiroler in Gefahr stand, tritt, unbekannt woher, ein Mann auf, jung noch an Jahren, doch kühn und erfahren als Soldat, gibt den Bauernführern, die oft nur mühsam die Lage überblicken können, Stand und Aussicht des Kampfes an, sagt kurz, was zu tun sei, ja greift, wo es not tut, selbst mit ein und ist wieder fort, wenn alles zum Guten läuft. Die Chronisten nennen ihn übereinstimmend nur «*unser Student*», ohne jemals seinen Namen anzugeben. So heisst es in den Berichten über die erste Berg-Isel-Schlacht, wo von einem Einbruch der Franzosen in die Stellungen der Tiroler die Rede ist, der den Ausgang der Schlacht ungünstig hätte entscheiden können: «...und da ist von der oberen Leiten beim Rauchköpfl unser Student kommen mit etliche Sandwirtsreiter und Schützen, so er sich in der Eil zusammengeklaubt, und ist an den Feind gangen und hat ihn ausgeschlagen, wo er einerkommen ist...» Und in den Berichten über die Augustgefechte bei Patsch und Amras, die den dritten grossen Kampf am Berg Isel einleiteten, da erzählt wird, wie der Sandwirt, nur mangelhaft über die Absichten des Feindes unterrichtet, zweifelnd und unschlüssig im Adlerwirthaus am Schönberg sass, heisst es: «Da ist draussen vor dem Wirtshaus grad unser Student vom Ross gesprungen, hat dem Hofer nachgefragt und ist also gleich und ohne Meldung in die Stube zum Oberkommandierenden getreten. Wie er ringsum die Ratlosigkeit gesehen, da hat er auf der Schreibtafel, wo der Wirt die Weiszeh stehen gehabt, die Ziffern weggeschliffen mit den Worten: "Das alles zählt der Napoleon!" Dann hat er darauf dem Hofer und seinen Hauptleuten die Lage der Schlacht hinzeichnet mit ein paar Strichen und angeben, wie man den Feind packen müsst, dass man ihn wieder wie früher unten in der Stadt einfangen könnt». Aus den Anordnungen, die Andreas Hofer an diesem und an dem folgenden Tage traf, ist zu ersehen, dass er den Rat des «*Studenten*» auch für diese schwerste, blutigste, aber erfolgreichste Schlacht Tirols wohl zu gebrauchen wusste.

Doch auch hier nirgends der Name, obwohl die Chronisten jener Zeit sonst gewissenhaft nicht bloss die Namen allein, auch Heimat und Herkunft, Alter und Aussehen, ja selbst Haarfarbe und Barttracht der führenden Männer anzugeben pflegten. So ungewöhnlich und seltsam ist dies, dass man sogar lange Zeit vermutete, es habe sich gar nicht um einen einzelnen Mann gehandelt, vielmehr um eine ganze Kameradschaft von Studenten, die, gleich an Haltung und Gesinnung, an Auftreten und Kleidung, förmlich allgegenwärtig gewesen wären und in dem Bauernheere Andreas Hofers sozusagen einen geistigen und politischen Generalstab gebildet hätten. Doch der Bericht des Stephan Burtscher, jenes wackeren Schullehrers von Mals, der mit peinlichster Sorgfalt zusammentrug, was von den Winterkämpfen im Vintschgau, jener letzten verzweifelten Erhebung Tirols, zu erfahren war, spricht gegen diese Auffassung. Ja, gerade dieser Bericht, der ein letztes Mal von dem «*Studenten*» erzählt und schildert, wie er, oben im Raffinerhof bis zum Schluss verbissen sich wehrend, unter den Kugeln der Franzosen fiel, lässt — so will mir scheinen — hinter das Geheimnis blicken, in dem er stand.

Es war in den letzten Tagen des Dezembers 1809, zu einer Zeit also, da die Sache der Tiroler schon verloren war. Der Kaiser hatte das Land aufgegeben. Napoleon liess es durch seine Truppen besetzen. Nirgends mehr Widerstand! Tirol war erschöpft, ausgeblutet, der Hunger kam über die zerstörten Fluren, Krankheiten wütheten in den Dör-

fern. Das alte, stolze Land der Freiheit war, zu Tode wund, ganz in der Gewalt des Feindes.

Da flammte plötzlich, völlig unerwartet, droben im Vintschgau neuer Aufruhr hoch. Die Sturmglocken wurden geläutet, niemand wusste, von wem; Boten ritten durch die Nacht, Feuerbrände lohten auf den Bergen!

Es war unmöglich, dass der Sandwirt seine Hand im Spiele hatte; denn er war irgendwo in der winterlichen Einsicht verschlossen und hatte zu Ruh und Frieden gemahnt. Mit all der Schlaueit, die ein hartes Kriegsjahr gelehrt hatte, musste der Anführer dieses Aufstandes ans Werk gegangen sein, dass er unbekannt blieb, selbst vor den eigenen Bauern.

Die feindlichen Besetzungen in den Dörfern wurden überfallen, das Tal weithin befreit. Der rote Adler wehte wieder von den Türmen — doch wenige Tage nur. Dann rückte General Baraguay d'Hilliers mit mehreren französischen Regimentern von Bozen herauf und warf den Aufstand nieder. Die Schützenhaufen wurden zersprengt, die Bauern verloren sich in den einsamen Wäldern. Die Adlerfahnen fielen.

Ohne grosse Mühe wurde Dorf um Dorf genommen. Nur ein letzter Hof, der des alten Raffener in Mals, ergab sich nicht, obwohl jeder Widerstand völlig aussichtslos war; denn das Gelände war schon weit im Bogen von Franzosen umstellt.

Der alte weisshaarige Raffener kroch durch die Dachluke empor und spähte in die Gegend. Es war ein trüber Wintertag. Der Nebel hing in den Bergen. Die Sicht war schlecht, doch sie genügte dem Alten, dass er sah: Nun war alles zu Ende.

«Es steht löt, Mander», sagte er unten in der Stube zu den Schützen, die bei den Fenstern knieten und ihre Stutzen auf die welschen Posten drüben losknallten, «sie sein nit lei drüben beim Nachbar, sie schanzten schun oben beim Schupfen und unten am Bach bei der Mühl. Mier sein umstellt, Mander... mier kemmen nimmer durch...»

Die Männer schwiegen. Es wollte keiner das erste Wort sprechen. Der aber, der zu befehlen hatte, kniete oben am Söller und schoss ohne Unterlass.

Der alte Raffener schaute mit bange Augen in die Gesichter der Männer. «Bal sie stürmen ehvor, ischt alles verloren. Viel steath eh nimmer von mein Hof, aber nacher brennen sie dös Letzte ah no nieder!»

Schwer geht sein Atem, er würgt hervor: «I moan halt, Mander... mier sollten hiez parlamentieren!»

Es gibt ihm keiner eine Antwort darauf. Sie wissen wohl, dass er recht hat, der Alte. Es nützt nichts mehr. Sie sind verloren. Aber der draussen am Söller...

Da geht der Alte trotzig hin zur Kammer, reisst das Leintuch aus dem Bett und bindet es an den Lauf seines Stutzens. So steigt er die Stiege hinauf.

Doch jäh wendet sich der draussen am Söller herum. «Was soll das Zeug?». Er will es fassen, wegweisen...

Der Alte springt zurück, wehrt ihn ab, glühend vor Zorn, keucht: «Du... du bringst uns alle ins Verderben... wie der ewige Unfried, so bischt du...! Mier sein umstellt... mier-müessen uns geben...»

«Nie und nimmer! Halten bis zum letzten, Raffener! Das ist mein Befehl. Wir, wir allein sind noch Tirol, wir allein sind...»

«Tirol...», gellt da der Alte in bitterem Lachen auf, «was redst du von Tirol? Bischt ja gar koa unsrer nit... du mit deiner städtischen Sprach... und ohne Namen, wia du bischt!»

Der andere schweigt einen Augenblick. Kugeln schlagen in die Mauern. Es kracht im Gebälk. Er wischt von der Stirn das Blut, das aus einer offenen Wunde quillt. Dann sagt er schwer: «Raffener, Tiroler oder anderswo aus deutschem Land, es zählt jetzt alles gleich! Ist drüben ja auch ein einziger Feind überall. Der gleiche wie vor drei Jahren, als ich die grosse Schande erleben musste, bei Jena damals. Raffener, versteht mich... Der alte, stolze Name, den der Vater getragen hat, Oberst, mit seinem Regiment gefangen, ohne Schuss, verloren alles ohne Mehr! Raffener, könnt Ihr das verstehen? Damals hab' ich es gelobt, ohne Namen will ich sein, ohne Vater, Mutter, ohne Heimat, allein der deutschen Sache verschworen, will den Feind treffen, wo immer er sich stellt... Damit du es nur weisst: Es geht nicht um Tirol, Raffener, es geht um alles, was deutsch ist!»

«Deutsch», nickte der Alte ernst, «deutsch sein woll mier ah, mier Tiroler. Wia soll'n mier denn anders sein als deutsch?». Und dann knüpft er langsam das Tuch von seinem Stutzen. «Hascht recht, Student, mier dürfen uns nit geben, mier Deutsche!»

Andreas Hofer, der Führer der Tiroler im Volkskampf von 1809, dessen Mitkämpfer und Ratgeber «der Student von 1809» war (oberes Bild). Die Stärke Tirols war immer sein wehrhaftes Bauertum (unteres Bild). Bürger und Bauern haben das Recht, Waffen zu tragen, und erfüllen damit ihre vornehmste Pflicht, Mann für Mann die Heimat vor Angriffen zu schützen, jene Pflicht, die im Aufruf des Volkssturmes durch den Führer nun jedem waffenfähigen deutschen Mann zur Ehre wurde.



Süße Plätzchen

FÜR DAS
FELDPOSTPÄCKCHEN



Sinnbild der Sonnenwende
ist uns der Lichterbaum. Das Jahr steigt an



PK.-Aufnahme: Dohn

Warum wird der erste Schluck Wein fortgegossen?

Als wir — wie lange ist es doch schon her! — das erste Mal in einer Trattoria einen Fiasco bestellten, waren wir sehr erstaunt. Der Padrone öffnete die bauchige Flasche, aber er goss uns nicht sofort ein: vorher spritzte er einen Schluck auf die Erde. Den guten Wein! Wir waren entsetzt. Unsere italienischen Sprachkenntnisse lagen noch in den Windeln, so konnten wir nicht nach dem Grund fragen. Später sagte uns ein landeskundiger Kamerad, der erste Schluck werde fortgegossen, damit die auf dem Wein schwimmende konservierende Ölschicht nicht in die Gläser komme. Aber das ist eine sehr materialistische Erklärung, obschon sie auch richtig ist. Vor allem aber hat sich in dieser Gewohnheit, dem Wirt sicher unbewusst, eine uralte Sitte erhalten. Wir lernen die Reste des antiken Trankopfers kennen, die sich über zwei Jahrtausende erhalten haben; der erste Schluck war den Göttern geweiht und zwar im besonderen dem rebenbekränzten Bacchus, dem Gott des Weines. « Per baccho! », « für Bacchus! », wurde der erste Schluck ausgeschüttet. Und dieses « per baccho » hat sich ja auch in der Sprache erhalten: als Bekräftigung. « Selbstverständlich tue ich das, per Baccho! », können wir oft genug hören.

So ist übrigens mancherlei aus der römischen Antike auf uns gekommen. Uns Deutschen erscheint es beispielsweise nicht ganz einwandfrei, dass die Italiener in aller Öffentlichkeit einen Zahnstocher zwischen den Lippen balancieren. An sich ist die gründliche Säuberung der Zähne ja eine sehr lobenswerte Angelegenheit, aber sie ist auch hier nicht der eigentliche Grund. Der alte Römer pflegte nämlich nach dem Essen geniessersich an Zahnstochern aus wohlriechenden Mastixhölzern herumzukauen, und der heutige Italiener tut es ihm nach; allerdings sind die « stuzzicadenti », die Zahnstocher, heute nicht mehr aus jenen « Edelhölzern mit Geschmack » hergestellt. Dennoch ist die Angewohnheit durchaus als ein — freilich nicht sehr schönes — Beispiel für das Nachleben der Antike in der Gegenwart anzusehen. Wesentlich poetischer erinnert ein anderer Brauch an das Weiterleben jener grossen Vergangenheit. Viele von uns haben Rom gesehen, sie werden sich an die schöne breite Via Nomentana erinnern, die durch einen guten Teil des modernen Rom führt. An dieser Strasse steht eine altchristliche Kirche: Santa Agnese fuori le mura. Hierher brachten jeweils am 21. Februar weissgekleidete Kinder lebende Lämmer, damit ihre für die Pallien der Erzbischöfe bestimmte Wolle in dieser Kirche geweiht wurde. Verbindet nicht ein geheimnisvolles, von der Zeit nicht zerrissenes Band die antiken Opferszenen, wie sie auf den Reliefs jener Zeit dargestellt sind, mit der Gegenwart?

Italien wurzelt in vielen Dingen des gesamten Lebens immer noch in der grossen Zeit Roms. Die Sprache seiner Kirche ist das Lateinische und ihre liturgische Tracht, die langen wallenden Gewänder der Priester, sind antike Trachten. Der Römer trug die « Tunica alba », die weisse Tunika. Der Priester trägt heute noch die Alba. Dann kennt der kirchliche Ritus den Manipel, der ursprünglich ein Schweisstuch, sozusagen das Taschentuch der Antike, gewesen ist, mit dem die Konsuln das Zeichen zum Beginn der Spiele im Zirkus gaben. Übrigens gehen auch die langen Talare unserer Richter, Rechtsanwältinnen und Professoren auf die gleichen Vorbilder zurück; sie sind aus der « tali », einer bis an die Knöchel reichenden Tunika, entstanden. Wer die Augen auf macht, wird bei einigem Nachdenken noch auf manches Beispiel dieser Art stossen. Versucht es, es ist nicht langweilig, man kommt — wie man hier sieht — vom einen zum anderen.

Weiteres

VON Eugen Roth



Der Zahnarzt

Nicht immer sind bequeme Stühle Ein Ruheplatz für die Gefühle. Wir sassen lieber in den Nesseln, Als auf den wohlbekannten Sesseln, Vor denen, sauber und vernickelt, Der Zahnarzt seine Kunst entwickelt. Er lächelt ganz empörend herzlos Und sagt, es sei fast beinahe schmerzlos. Doch leider, unterhalb der Plombe Stösst er auf eine Katakombe, Die, wie er mit dem Häkchen spürt, In unbekannte Tiefen führt. Behaglich schnurrend mit dem Rädchen Dringt vor er bis zum Nervenfädchen.

Jetzt zeige, Mensch, den Seelennadel: Der Zahnarzt prüft die feine Nadel, Mit der er alsbald dir beweist, Dass du voll Schmerz im Innern seist. Du aber hast ihm zu beweisen, Dass du im Aeussern fest wie Eisen. Nachdem ihr dieses euch bewiesen, Geht er daran, den Zahn zu schliessen. Hat er sein Werk mit Gold bekrönt, Sind mit der Welt wir neu versöhnt Und zeigen, noch im Aug die Träne, Die wir ein Prahlhans, wer's verschweigt, Dem Zahnarzt zitternd nur gezeigt.



Der Ofen

Ein Mensch, der einen Ofen hat, Zerknüllt ein altes Zeitungsblatt, Steckt es hinein und schichtet stolz Und kunstgerecht darauf das Holz Und glaubt, indem er das entzündet, Die Hoffnung sei nicht unbegründet, Dass nun mit prasselndem Gelärme Das Holz verbrenne und ihn wärme. Er denkt, mit Kohlen nicht zu geizen, Kurzum, sich gründlich einzuheizen. Jedoch, aus seines Ofens Bauch Quillt nichts als beizend kalter Rauch. Der Mensch, von Wesenart geduldig, Hält sich allein für daran schuldig

Und macht es nun noch kunstgerechter. Der Ofen zieht nur um so schlechter, Speit Rauch und Funken wild wie Fajner. Nun holt der Mensch sich einen Hafner. Der Hafner redet lang und klug Von Politik und falschem Zug, Vom Wetter und vom rechten Roste Und sagt, dass es fünf Reichsmark koste. Der Mensch ist ganz nun überzeugt, Dem Ofen, fachgemäss bedüht Und durchaus einwandfrei befunden, Sei jetzt die Bosheit unterbunden. Um zu verstehn des Menschen Zorn, Lies dies Gedicht nochmal von vorn.

PK. Zeichnungen: Helmut Bibow.

GÖTTER VATER

auf Abwegen

oder:
die Verwandlungen
des verliebten Zeus

Die GÖTTER der Griechen waren überstiegerte Menschen. Gewiss, sie thronten auf dem Olymp, dem heiligen Berg, und blickten hoheitsvoll auf das irdische Treiben hernieder. Aber sie konnten und wollten sich von menschlichen Eigenschaften, von menschlichen Schwächen nicht lösen, und es trieb sie unablässig, hier oder dort als Regisseure in das Welttheater einzugreifen. Jeder unter ihnen hatte seine Schützlinge und seine Sündenböcke, und oft genug kam es zu Misshelligkeiten, bei denen der stärkere oder listigere Gott alle Macht anwenden musste, um seinem Liebling zum Siege zu verhelfen. Die griechische Sage ist eine seltsame Verbindung von menschlichem Schauspiel und göttlicher Puppenspielerei. Auf Erden tun die Menschen ihr Bestes (oder ihr Schlechtestes), oben lenken die unsterblichen Drahtzieher das Geschehen. Ihre eigentliche göttliche Eigenschaft, eben die Unsterblichkeit, hat die Olympier nie abgehalten, an den Freuden dieser Erde teilzunehmen. Im Gegenteil, man bemerkt in allen antiken Sagen, wie begierig die Götter

Unten:

So sieht das Liebesgürtlein eines Gottes aus.

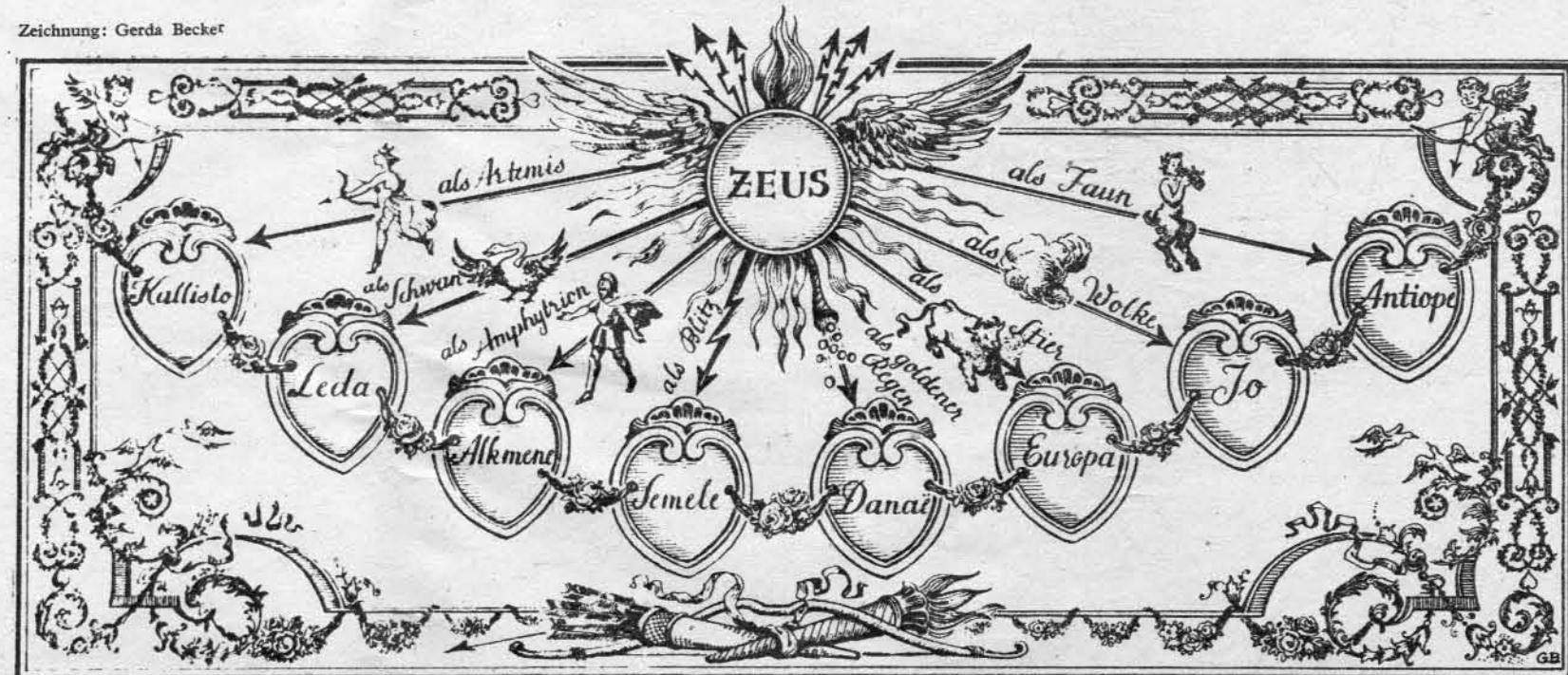
Der Griechengott Zeus hatte ein weites Herz, das vielen Neigungen Raum bot. Aus der Fülle seiner zarten Bande sind hier alle diejenigen vereinigt, bei denen er sich listig verwandelte, um sich entweder seinen Geliebten unauffällig nähern zu können, oder aber, um seine gestrenge und eifersüchtige Gattin geschickt zu täuschen.



Hoheitsvoll — aber für irdische Freuden immer zu haben.

Nicht ohne einen gewissen unfreiwilligen Humor hat hier der französische Maler Ingres den Göttervater dargestellt. Majestätisch thront er auf seinem himmlischen Sitz und gibt sich den Anschein, als sei ihm das schöne Geschlecht völlig gleichgültig. Die hübsche Frauengestalt, die ihm so zärtlich den Bart kraut, errät jedoch den grossen Liebhaber. Es ist Thetis, die Meerernymphe, eine jener vielen Freundinnen, die ihm willkommenen Abwechslung boten und seine Gemahlin Hera dauernd beunruhigten. Ihr zeigte er sich in seiner wirklichen Gestalt, während die anderen ihn nur „verkleidet“ kennenlernten.

Zeichnung: Gerda Becker





KRIEGSLISTEN EINES GOETTERVATERS:

danach verlangen, sich unter die Menschen zu mischen und an ihrem Dasein teilzunehmen. Es ist bestimmt kein Zufall, dass Zeus, der Höchste der Hohen, in diesem Bestreben allen anderen voranschreitet. Er ist der Mensch schlechthin, der liebesbedürftige und abenteuernde Mensch. Er sucht das Leben auf, wo es sich besonders verlockend darbietet, und pflückt von allen irdischen Bäumen die schönsten Früchte. Wir sind seinen Spuren nachgegangen und haben gefunden, dass er neben

seiner ehelichen Gefährtin zumindest zwölf (nicht alle haben wir aufgezählt) Frauen mit seiner Gunst beschenkte und zumindest siebenundzwanzig Kinder, darunter Götter und Halbgötter, von ihnen erhielt. Sein froher Lebenswandel, hier nur zum Teil festgehalten, soll den grossen Griechengott, den die Römer Jupiter nannten, nicht herabwürdigen. Denn Zeus ist ein Sinnbild jener allumfassenden Fruchtbarkeit, die das Leben erhält und weitergibt.

K.



Ein Fall von arglistiger Täuschung.

Das Mädchen Kallisto (links) gehörte zum Gefolge der Jagdgöttin Artemis. Zeus, dem die Schöne über alle Massen gefiel, erschlich sich ihr Vertrauen, indem er die Gestalt der Artemis (rechts) annahm. Als seine Gemahlin davon erfuhr, verwandelte sie die Nebenbuhlerin aus Rachsicht in eine Bärin. Dem Göttervater tat die Arme leid. Er entrückte sie und ihren (seinen) Sohn in den Sternenhimmel. Da schwoben sie beide heute noch, der Grosse Bär und der Kleine Bär.

(Gemälde von Rubens)



Vorsicht, schöne Schläferin!

Nichtsahnend hat sich Antiope, Prinzessin von Bötien, im Walde zum Schlummer hingelegt. Da rauscht es im Gebüsch, und hervor tritt ein bocksfüssiger, gehörnter Waldgeist, ein Satyr, hinter dem sich kein Geringerer verbirgt als Zeus, der Herrscher aller Götter. Entzückt beugt er sich über die Schlafende, die ihm kurz darauf ihre Liebe und später zwei stramme Söhne schenken wird. Der kleine Flügeljunge rechts ist der Liebesgott Amor; er vergisst sein Amt auch im Schlafe nicht.

(Gemälde von Correggio)

Ist er's oder ist er's nicht?

Seine Macht, jede beliebige Gestalt anzunehmen, nutzt der Göttervater weidlich aus. Der edlen Alkmene erscheint er als ihr eigener Gatte Amphitryon und hat durch diese List ein gewonnenes Spiel. Der Sohn, den sie ihm schenkt, macht sich einen Namen. Es ist Herakles, der schon in der Wiege die beiden Schlangen erwürgt und als Mann jene zwölf Taten vollbringt, die ihn unsterblich werden lassen.

Rechts:

Ein Gott im Schwanengefieder

Leda war die Gattin eines Mannes aus Sparta. Ihr nahte der einfallreiche Zeus als Schwan, und sie schenkte dem majestätischen Vogel ihre ganze Neigung. In zwei Eiern brachte sie drei Kinder zur Welt: Kastor und Pollux, die unzertrennlichen Zwillinge, und die schöne Helena, um die später der Trojanische Krieg entbrannte.

(Gemälde von Sodoma)



WIE ZEUS SICH VERWANDELTE, WENN ER VERLIEBT WAR



Stieren ist nicht zu trauen!

Eines Tages begab sich die Göttertochter Europa, von ihren Freundinnen begleitet, an den Meeresstrand. Da erschien ein prächtiger weisser Stier, der von so sanftem Wesen war, dass Europa ihn sogleich liebte und sich im Scherz rittlings auf ihn setzte. Darauf hatte Zeus — kein anderer war es — nur gewartet. Er stürzte in die Fluten und entführte die Erschreckte auf die Insel Kreta, wo er sich ihr zu erkennen gab. Nach ihr heisst seitdem unser Erdteil — Europa.

(Gemälde von Veronese)



Zeus findet seinen Weg.

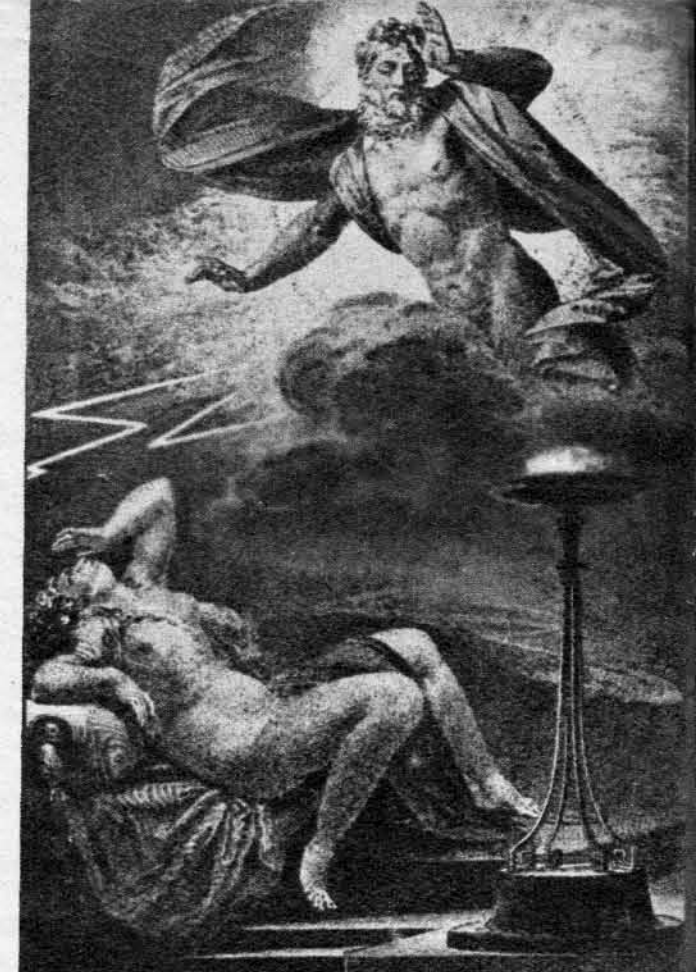
Es half wenig, dass der König von Argos seine Tochter Danaë in einen ehernen Turm einsperrte, um sie vor Männern zu bewahren. Der verschlagene Zeus wusste einen Strich durch die väterliche Rechnung zu machen. Er verwandelte sich in einen Goldregen, der als klingende Münze auf die Schöne herabrauschte und so den Gott der Irdischen vermählte. Beider Kind war der Held Perseus, der den Riesen Atlas in das bekannte Gebirge verwandelte, der schrecklichen Medusa das Haupt abschlug und Andromeda von dem Drachen befreite — ein rühriger Sohn eines rührigen Vaters.

(Gemälde von Tizian)

Der Gott in der Wolke.

Dieses Mal fällt die Liebe des göttlichen Freiers auf die holde Io. Er kommt zu ihr in Gestalt einer Nebelwolke, die das überraschte Mädchen zärtlich umfängt. Als seine Gattin Verdacht schöpft, verwandelt er die Geliebte in eine harmlose Kuh, die mancherlei Leiden zu erdulden hat, ehe sie ihre menschliche Gestalt zurückgewinnt. Jos Enkelin ist Libya, von der das Land Libyen seinen Namen hat.

(Gemälde von Correggio)



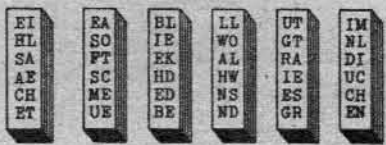
Blitze aus heiterem Himmel.

Die eifersüchtige Göttermutter Hera erfuhr, dass ihr Gemahl der jungen Semele zugetan sei, und brachte der Rivalin listig den Wunsch bei, Zeus möge sich ihr nicht als Mensch, sondern als Gott mit Donner und Blitz nähern. Das hatte schlimme Folgen. Semele starb, vom übermächtigen Blitzschlag zerschmettert, und gebar sterbend Dionysos, den Gott des Weines.



SCHARF NACHDENKEN!

Balkenrätsel



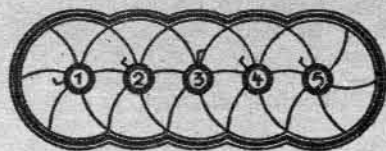
Die Balken sind derart aneinander-zufügen, dass sich — zeilenweise gelesen — ein Wort des Führers ergibt. Im Bilde allein liegt sowohl die Kraft als auch die Schwäche des Menschen begründet.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — ahn — au — be — bi — bi — der — do — dort — e — e — en — en — en — ent — er — ge — ge — gi — go — in — ken — lan — le — lu — lu — ma — mund — mun — na — na — ne — net — ni — nie — nu — nu — o — pos — re — rei — rich — se — son — tar — te — te — te — tiv — tri — tri — um — um — ur — ven — weg — ze — zer — zi sind 23 Wörter folgender Bedeutung zu bilden: 1. Stern, 2. Vorfahr, 3. Land in Afrika, 4. Stadt in Spanien, 5. Helden-gedicht, 6. Büffel, 7. antikes Mu-sikinstrument, 8. Wegverschwendung, 9. Zauberer, 10. Sohn Barbarossas, 11. chemischer Stoff, 12. Zubehör, 13. Körperteil, 14. Stadt in West-falen, 15. Schwung, 16. Schlangen-fresser, 17. grammatischer Begriff, 18. Stadt im Reg.-Bez. Magdeburg, 19. Apfelsorte, 20. Stadt in Italien, 21. männlicher Vogel, 22. Ort bei Dres-den, 23. Futterpflanze. (ch = 1 Buchstabe.) Die Anfangsbuchstaben, abwärts gelesen, und die Endbuch-staben, aufwärts gelesen, ergeben den Anfang eines Gedichts von Goethe.

von der Morgensonne te Blüten in dem Garten leuchten 22. Nicker, 23. Luzerne — Bun-ken, 20. Rent, 21. Enten, 19. Mante, 17. Genit, 18. Aken, 16. Nase, 14. Dorf, 15. Eian, 10. Kuzio, 11. Natrium, 12. Invertar, 7. Lure, 8. Umweg, 9. Mäker, 10. bien, 4. Toledo, 5. Dpos, 6. Bison, 1. Betelgeuze, 2. Irahn, 3. Nu-

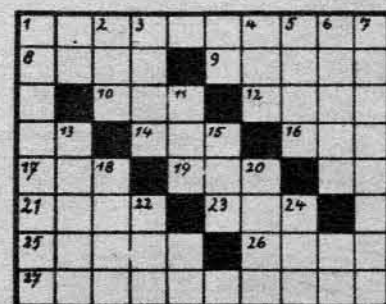
Fünf Platten



In die Kreisabschnitte sind um die entsprechenden Ziffern im Sinne der Uhrzeigerbewegung Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen: 1. Zinker, 2. Gewürzständer, 3. weiter Mantel, 4. Stadt an der Elbe, 5. schnelles Wachstum. Bei richtiger Lösung nennen die oberen Hälften aller fünf Kreise, im Zusammenhang gelesen, eine Gebirgspflanze.

rausch. 1. Galnet, 2. Menare, 3. Karlan, 4. Aussie, 5. Schuss, — Almen-

Kreuzworträtsel



Wagrecht: 1. Waffenmeister Dietrichs von Bern, 8. Holzblas-instrument, 9. Blume (Zwiebelge-

wächs), 10. Schneeschuh, 12. männliche Gestalt aus der Bibel, 14. Sing-stimme, 16 Papagei, 17. Meeressäge-ter, 19. Ferment, 21 Stadt und Umschlaghafen an der Elbe, 23. Be-leuchtungsmittel, 25. Osteebad bei Kiel, 26. Kopfschmuck, 27. Durch-strahlung von Körperteilen mit Hochfrequenzströmen. — Senkrecht: 1. Forst mit Nachwuchs aus Samen, 2. Anteilchein für Lotterie, 3. Kurz-bezeichnung für 10 g Gewicht, 4. weiblicher Kurzname, 5. spanischer Feldherr und Staatsmann des Mittel-alters, 6. Drüse des Körpers, 7. Fluss in Nordamerika und Staat der USA., 11. linker Nebenfluss des Rheins, 13. Diener (meistens in Li-vree), 15. Zeitabschnitt, 18. Fluss in Hinterpommern, 20. deutscher Ro-manschriftsteller, 22. Elendzustand, Armut, 24. Abkürzung eines bibli-schen Namens.

20. Bahr, 22. Not, 24. Sam. III, 13. Lakat, 15. Tag, 18. Leba, 11. 5. Alfa, 6. Niere, 7. Delaware, 11. Hochwald, 2. Los, 3. Deka, 4. Ria, 27. Diatharme — Senkrecht: 1. Aken, 23. Gas, 25. Laboe, 26. Haar, Alt, 16. Air, 17. Wal, 19. Lab, 21. Olee, 9. Lilie, 10. Sht, 12. Abel, 14. Waagrecht: 1. Hildebrand, 8.

Ein Telegramm als Silbenrätsel

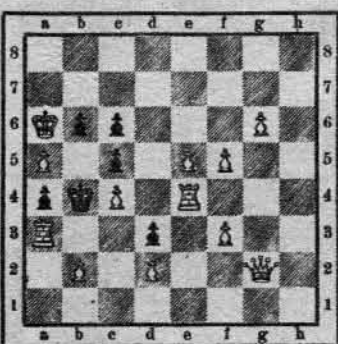
..... /
..... /
..... /
..... /
..... /

In das Telegrammschema sind Wörter einzusetzen, die aus den folgenden Silben gebildet werden sollen: a — de — de — el — fa — ge — gel — bal — lar — le — ma — man — mo — mul — ne — nen — nor — ra — raf — ro — schwar — sel — te — ter — the — turn — wetz — zue.

1. Essbare Baumfrucht, 2. italienischer Maler, 3. dicke, behaarte Tierhaut, 4. Teil des Pferdegeschirrs, 5. Stadt an der Lahn, 6. Sportstätte, 7. alkoholisches Getränk, 8. Seefahrer-vorloik, 9. kürzeste Verbindung zweier Punkte, 10. Nebenfluss der Elbe, 11. Unterhaltungsstätte.

Die auf die Punkte entfallenden Buchstaben der in das Schema eingesetzten Wörter ergeben, im Zusammen-hang gelesen, ein Wort von Riehl.

Schach



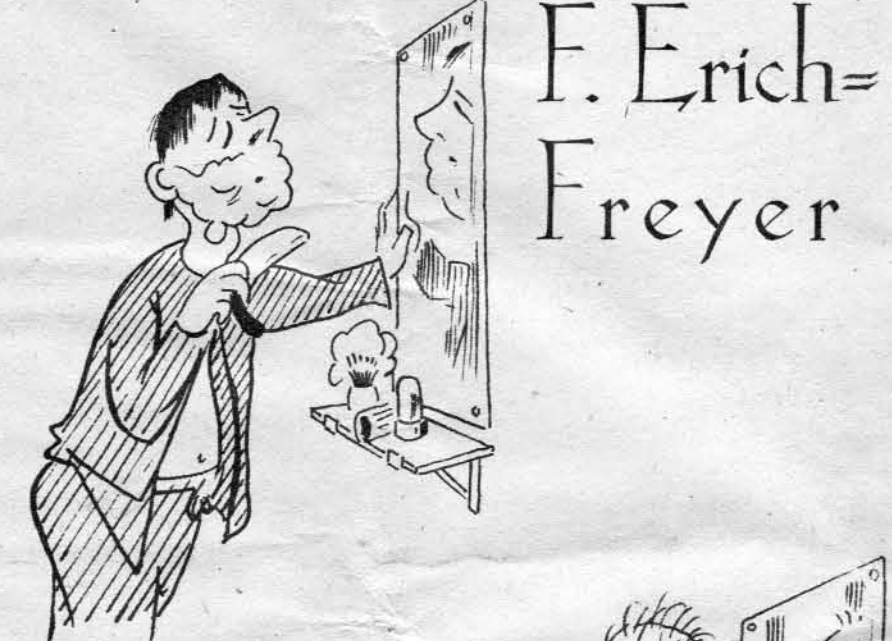
Oekonomie der Masse
Weiss: Ka6, Dg2, Ta3, e4, Ba5, b2, c4, d2, e5, f3, f5, g6.
Schwarz: Kb4, Ba4, b6, c5, c6, d3.

3. Dk4 x c4 matt.
1. .. b6 — b5 2. Dg2 — e4 matt.
Kb4 x c4 3. Dg2 — e4 matt.
1. Te4 — h4! b6 x a5 2. f4 — f4!

Die 4 Temperamente

im Rasierspiegel gesehen und gezeichnet von

F. Erich-Freyer



Der Melancholiker: „Ein Schnitt — und ich brauch' mich nie mehr zu rasieren!“

Der Phlegmatiker: „Na ja, heute geht's noch mal so.“

Der Choleriker: „Natürlich! Musste ja so kommen! Zustände, Zustände..!“

Der Sanguiniker: (soll wirklich vorkommen)



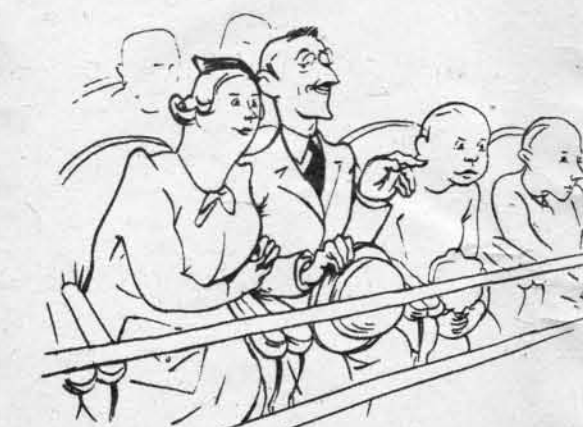
Heute morgen bin ich während des Besuches des Ministers in unserer Firma gefilmt worden.



Heute abend zeigt man im Kino «Gloria» den Besuch des Ministers in unserer Firma. Wir werden hingehen, um zu sehen, wie ich im Film herausgekommen bin.



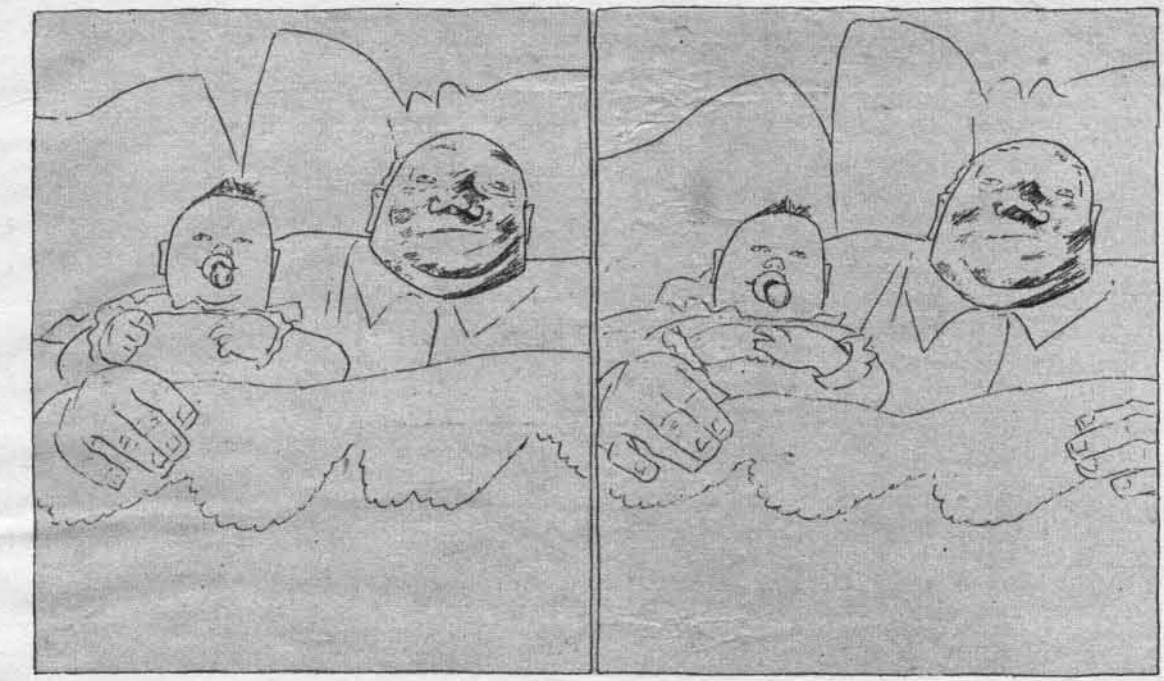
Langsam, Kinder! Wir haben genug Zeit, um mich zwei Mal zu sehen.



Nein, meine Lieben, das ist erst der letzte Teil von «Antonius und Cleopatra».

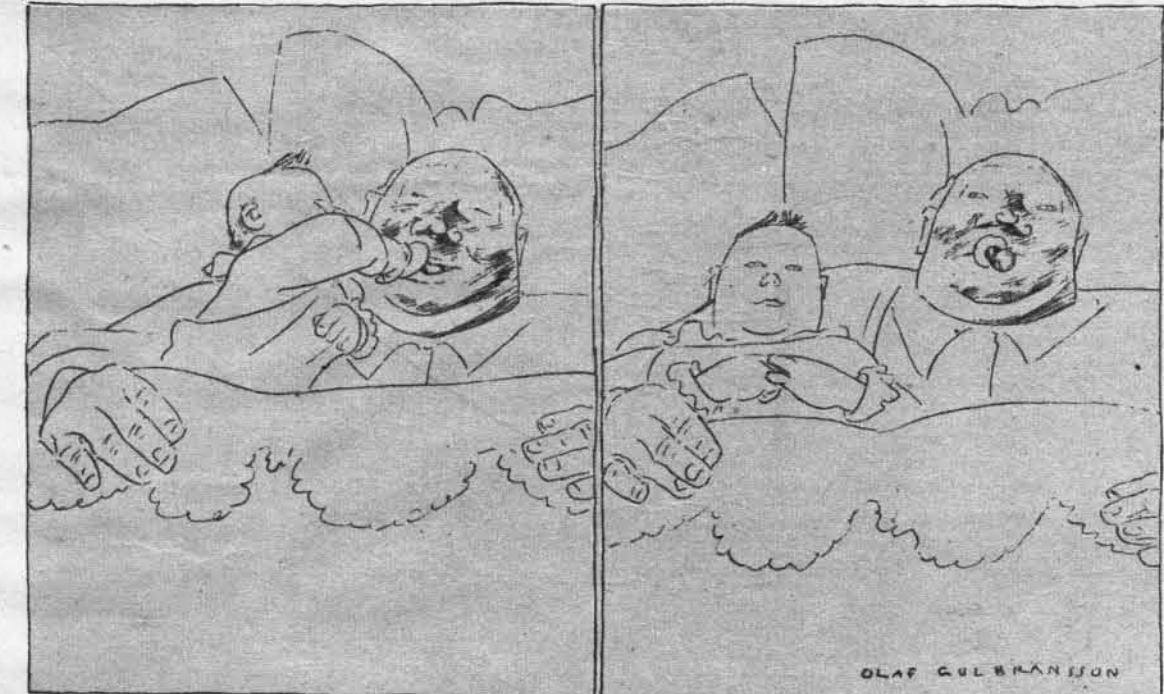
Meisterhumoristen!

Novello Sein Ehrenabend
GULBRANSSON Grosspapa und Enkelin



Wie gut hat's so ein Grosspapa! Ganz früh schon ist das Lieschen da.

Und alle beide, ihn und sie, umfächelt Seelenharmonie.



Weshalb sie ihm, den sie so liebt, grossmütig ihren Schnuller gibt.

Bedarf es da noch vieler Worte? Beglückt saugt er an der Importe.



Achtung, hier sind wir! Hier ist der Minister... Ich weiss nicht, ich weiss nicht, aber ich möchte darauf schwören, dass irgendein Neidhammel das

Stück aus dem Film herausgeschnitten hat, auf dem ich zu sehen war.



Unser Kampfraum

W. Kuhn

Eisenbahn
Flüsse
Staatsgrenze